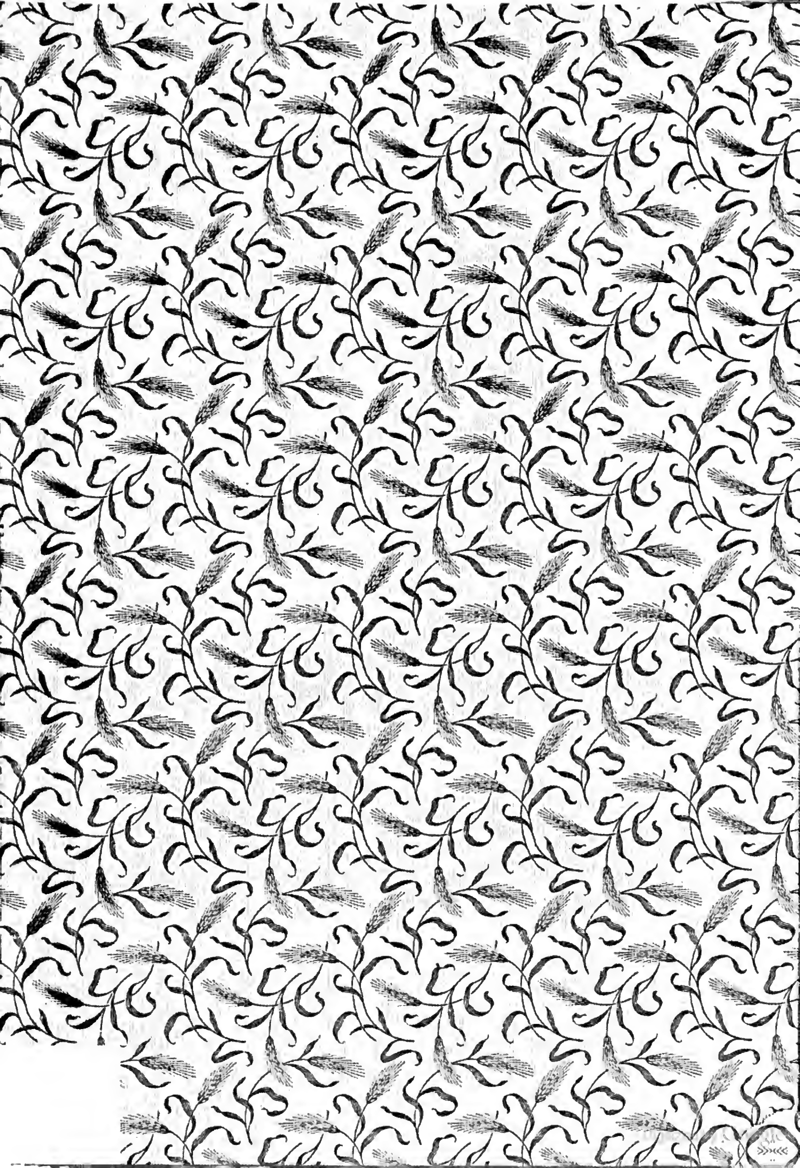
Im vorderen Asien: politische und andere fahrten ...

Paul Rohrbach





Im Vorderen Asien

Politische und andere Fahrten

von

Dr. Paul Rohrbach

Inhalt:

1. Durch Russland in den Orient
2. In Transkaukasien
3. Das russische Turkestan
4. Armenier, Nestorianer, Kurden
5. Obermesopotamien
6. Nordsyrien
7. Das untere Stromland und die Bagdadbahn
8. Heimwärts über das hohe Iran

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

1901

Frau

Klara Heßling

Schul- und Seminarvorsteherin
zu Berlin

gewidmet.





Vorwort.

Das vorliegende Buch ist eine stark erweiterte und umgearbeitete Ausgabe meiner vom August 1900 bis zum März 1901 aus verschiedenen Gegenden des vorderen Asiens an die „Hilfe“ gerichteten Reisebriefe. Wodurch es sich von den „Hilfe“briefen unterscheidet, ist außer der quantitativen Vermehrung um eine erhebliche Menge neuen Stoffes in erster Linie die straffere Anordnung des revidierten Materials nach einem, wie ich glaube und zu zeigen hoffe, fruchtbaren und bedeutsamen Gesichtspunkte, und zweitens die stärkere Berücksichtigung und Besprechung einiger für die Orientpolitik des modernen europäischen Staatensystems besonders wichtiger und aktueller Probleme. Vor allem handelt es sich hierbei um deutsche und russische Absichten, Interessen und Hoffnungen.

Was die Form betrifft, so habe ich es, mehrfach vernommenen Wünschen folgend, bei der briefartigen Stilisierung auch in dieser Buchausgabe bewenden lassen.

Berlin, den 10. August 1901.

Paul Rohrbach.



Erstes Kapitel.

Durch Russland in den Orient.

St. Petersburg, den 4. August 1900.

Heute Vormittag habe ich einen Spaziergang längs der Newa und über die Nicolaibrücke gemacht, die den jetzigen Hauptstadtteil auf dem linken Ufer des Stromes mit der Basiliusinsel (Wassili-Ostrow) verbindet, wo Peter der Große ursprünglich seine neue Meeresresidenz emporwachsen lassen wollte. Ich kam vom Anlegeplatz der Dampfer, die St. Petersburg mit der gewaltigen Speerfestung Kronstadt verbinden, die draußen im Finnischen Golf als unnahbares Bollwerk mit ihren künstlich vom Meeresgrunde aufgetürmten granitenen Felsenbollwerken und tausend Feuerschlünden die schmale Durchfahrt verteidigt, in der allein sich große Schiffe der Newamündung nähern können. Am Südende der Brücke, nahe dem Gebäude der Heiligen Synode, wo Pobjedonoszew seines Amtes als Hüter des rechtgläubigen Rußland waltet, liegt ein schwimmender Pavillon zum Anlegen für die kleinen Flußdampfer an der Quaimauer, deren meilenlange Granitquadern und Massenhaftigkeit Kaiser Friedrich, der als Kronprinz ja öfters in Petersburg war, das achte Weltwunder zu nennen pflegte. Der lange Weg im Sonnenschein über den breiten glitzernden Spiegel des Stromes, im Angesicht der langen Front von Palästen, die sich von der „Neuen Admiralität" bis zum „Sommergarten" hinziehen, bringt, so oft man auch in Petersburg gewesen sein mag, doch eine solche Fülle ästethischer wie historisch-politischer

Eindrücke, daß sich ein langes Kapitel fast über jeden Turm, jeden Platz, und jedes Schloß schreiben ließe, aber diesmal bin ich ja nicht zum Verweilen und Schildern hier, sondern um meine Reise in die russisch gewordenen und von russischem Einfluß beherrschten Gebiete des westlichen und mittleren Asiens vorzubereiten, und während ich auf dem leise schaukelnden Ponton beim landesüblichen Thee und Frühstück sitze, wandern die Gedanken vom Baltischen Meere zum Pontus und Kaspi, in die Ebenen von Turkestan und die Berge Irans.

Es ist doch ein unvergleichliches Gefühl, so am Anfang einer großen Reise zu stehen mit dem Bewußtsein: Jetzt hast du viele, viele Monate nichts zu thun, als zu sehen und zu lernen, immer Neues, Wichtigeres, nicht in Museen und Bibliotheken suchend, am Schreibtisch grübelnd, sondern vorwärts strebend von Ort zu Ort, über Land und See, mit Dampf und Segeln, zu Wagen, Pferd, Kameel, Esel, Maultier oder was Gelegenheit und Ort sonst für ein Beförderungsmittel nahelegen! Dies Rußland hat solch eine merkwürdige Atmosphäre, daß man mit räumlichen und zeitlichen Größen, bei denen es dem Philister daheim (und wer ist denn bei sich zu Hause keiner?) schon schwindlig wird, in Gedanken alsbald wie mit Rechenpfennigen umspringt. Bis nach Ferghana an der Grenze des chinesischen Turkestan, mitten im Inneren des asiatischen Kontinents, wo ich mit meinen Reisegefährten in wenig Wochen sein will, muß man fast tausend Meilen zu Wasser und zu Lande reisen, aber hierzulande denkt und spricht man noch nicht einmal so davon, wie jemand in Berlin, der vorhat, nach Breslau oder Frankfurt am Main zu fahren.

Da drüben in der Newa liegt die kleine Insel, auf der Peter der Große vor zweihundert Jahren die Festung erbaut hat, die den kaum occupierten Besitz des „Fensters nach Europa" und die Gründung der neuen Stadt zu decken bestimmt war. Auf der Festungsinsel ließ er inmitten der steinernen Wälle eine Kirche erbauen, die unter allen Gotteshäusern des heiligen Rußland bis heute ein Unikum geblieben ist, da sie keine Spur des traditionellen byzantinischen oder doch so gut oder schlecht es geht byzantinisierenden Stils zeigt, vielmehr genau nach dem Muster der holländischen Barockkirchen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts errichtet ist mit drei parallelen Längsschiffen und einem hohen Turm über dem westlichen Haupteingang. Dort sind fast alle Mitglieder des russischen Kaiserhauses seit Peter dem Großen begraben, und noch nie, so oft ich hier war, habe ich es versäumt, das schlichte Marmorgrabmal zu besuchen, unter dem die Asche des

Mannes ruht, der das moderne Rußland geschaffen hat. Mehr als anderthalb Jahrhunderte lang ist die russische Politik mit ihrem Schwergewicht dann in den Bahnen Peters geblieben, nach Westen drängend, den Westen beeinflussend, vom Westen freundliche und feindliche Gegenwirkung erleidend. Peter der Große ist ja keineswegs der erste Zar von Moskau gewesen, der die Notwendigkeit für die russische Macht, nach Westen hin bis zur unmittelbaren Berührung mit der abendländischen Kulturwelt durchzubrechen, begriffen hat. Schon Iwan IV., der als Herrscher so genial war, wie als Mensch fürchterlich, hat sich nach der Eroberung des Ostens bis an den Ural mit aller Macht auf Livland und die Küsten des baltischen Meeres geworfen, wenn auch ohne dauernden Erfolg, und nach ihm haben der Usurpator Boris Godunow und Peters des Großen Vater Alexei dieselbe „westliche" Politik verfolgt. Zar Alexei kam bis vor Riga, aber die Schweden nötigten ihn, von der Belagerung abzustehen. Erst seinem Sohne war es vorbehalten, die Schlüssel der alten Hansastadt in Empfang zu nehmen und seine Flotten auf der Ostsee schwimmen zu lassen.

So geht der große Zug der russischen Politik dreihundert Jahre lang vorwiegend nach Westen; endlich aber setzte mit Naturgewalt eine kräftige Umkehrung der bisherigen Richtung ein; erst einem instinktiven Drange weiter und mächtiger, patriotisch nationaler Schichten der russischen Gesellschaft entsprechend, dann, in der Gegenwart, mit Bewußtsein von den Leitern der Politik an der Newa und Moskwa verfolgt. Ich habe vor einigen Jahren mit einem der Maß und Richtung gebenden Männer dieser neuen Politik des Ostens ein langes Gespräch gehabt. Mit Feuereifer und tiefinnerlicher Überzeugung verfocht und verficht mein damaliger Partner noch heute die These, daß „Rußlands Hand über ganz Asien", das von Gott selbst dem russischen Volke gesetzte Ziel bezeichne: von den Dardanellen bis zur Japanischen See, vom sibirischen Eismeer bis zum Indus.

Während ich hier sitze und die Wellen der Newa gegen den Prahm klatschen höre, auf dem mein Häuschen steht, dringen im fernen Osten deutsche und russische Truppen Schulter an Schulter in verzweifelter Anspannung aller Kräfte vorwärts, um die eingeschlossenen Opfer der Barbarei zu retten, und mit der russischen Politik begegnet sich, hier ungern gesehen und von Mißtrauen begleitet, das Interesse Europas in dem reichsten und wichtigsten Lande Asiens. Vielleicht ist es doch noch möglich, daß ich trotz der Kriegswirren und der Sperrung der sibirischen Bahn für private Reisende meine ursprüngliche Idee verfolgen und

von Turkestan aus durch Sibirien bis ans Gelbe Meer gelangen kann. Nach allem, was ich hier höre, auch von wohlwollendster Seite, ist es aber wenig wahrscheinlich, und mein neuer (im Grunde freilich ein alter!) Plan ist fertig: Vorderasien im Umfange des einstigen Alexanderreichs, die ganze alte babylonisch-syrisch-iranische Kulturwelt zu durchwandern. Was für Wirkungen und Kräfte werden auf diesem uralten Mutterboden menschlicher Arbeit und menschlicher Gesittung durch das teils schon begonnene, teils unmittelbar bevorstehende Einströmen der technischen und geistigen Kultur des Abendlandes herüber und hinüber ausgehen, zu Erscheinung, Leben und Macht gelangen? Diese Frage, so wenig auch noch weitere Kreise unseres Volkes sie sich gestellt haben, so wenig sie vollends als ein vom Indus bis ans Mittelmeer, von den Strömen Turans bis zur Mündung des Euphrat einheitlich geartetes und einheitlich zu behandelndes Problem erkannt ist, wird doch von Tag zu Tage für alle politisch Denkenden und Interessierten unter uns größer und wichtiger. Nun, viel oder wenig, ich will das Meine thun, daß sie daheim erfahren: Was auch am Oxus, in Persien, am Euphrat und Tigris, am See von Wân oder in den syrischen Bergen geschieht — dich Deutschen geht es an, du hast daraus zu lernen, du hast dein Thun und Lassen so oder anders danach zu gestalten!

Moskau, den 6. August.

Von Berlin über Petersburg nach Moskau mit der Eisenbahn! Sollte wohl jemand meinen, daß eine solche Fahrt im Schnellzuge dem Reisenden in Bezug auf russische Verhältnisse irgendwelche Belehrung geben kann, die über Kaviar und Kohlsuppe hinausgeht? Gewiß; wer zu sehen versteht und einiges über die innere Entwickelung Rußlands in den letzten Jahren weiß, wird vielerlei ebenso interessante wie wichtige Beobachtungen machen können.

Das Erste, was dem Fremden auffällt, ist die große Billigkeit des Reisens in Rußland. Ein Schnellzugsbillet zweiter Klasse von Eydtkuhnen bis Petersburg, über 900 Kilometer, kostet 30 M.; ein Schlafplatz dazu ohne Bettwäsche, die der russische Reisende mit sich

zu führen pflegt, 3 M. Für ein Billet zweiter Klasse von Petersburg über Moskau nach Noworossiisk am kaukasischen Ufer des Schwarzen Meeres — gegen 2400 Kilometer und 65 Stunden Fahrtdauer — beträgt der Preis sogar noch nicht 45 M. Von Warschau bis Irkutsk fährt man 6700 Kilometer im gewöhnlichen Zuge in 12 Tagen für 95 M., mit dem Luxuszug inkl. Schlafwagengebühr in 10½ Tagen für 120 M.! Je länger die durchfahrene Strecke ist, desto geringer werden im Verhältnis dazu die Kosten — die bekannte Wirkung des Zonentarifs.

Es wäre ein großer Irrtum, anzunehmen, daß für die Durchführung dieser liberalen Personentarifpolitik in Rußland der Hauptgrund in der Rücksicht auf das reisende Publikum bestände. Vielmehr soll durch die Verbilligung der Fahrten eine stärkere Beweglichkeit eben dieses russischen Publikums erst erzielt werden. Dies Stück russischen Eisenbahnwesens will begriffen werden im Zusammenhang mit der großen Wendung in der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung des Reiches, die unter Kaiser Alexander III. durch den Finanzminister Wyschnegradski eingeleitet und seither durch Wyschnegradskis Nachfolger Witte in äußerlich ebenso glänzender wie bisher erfolgreicher Weise weitergeführt worden ist. Wer den Dingen etwas genauer auf den Grund sieht, wird sich ja freilich fragen müssen, ob die Wittesche Politik, die man kurz bezeichnen kann als Industrialisierung Rußlands, vom Standpunkt der Russen selber aus trotz dieses in die Augen fallenden äußeren Erfolges als eine glückliche und zukunftsreiche bezeichnet werden kann. Einstweilen und noch auf lange hinaus ist in Rußland die Blüte der Industrie geknüpft an die Not der Landwirtschaft, denn die Fabriken können überhaupt nur in dem Falle genügend Arbeiter bekommen, daß der Bauer zu Hause hungert und auf Nebenerwerb in den Städten ausgehen muß. Aus einem Landbezirk mit reicher oder auch nur genügender Ernte wird kein Bauer in die Fabrikdistrikte abwandern. Zugleich mit der steigenden Not der Landwirtschaft sinkt aber die ohnehin schon geringe Kaufkraft der bäuerlichen Bevölkerung für die Erzeugnisse der Industrie noch tiefer, als sie schon ohnehin in Rußland steht. Der Geldmangel ist es denn auch, der am stärksten auf den dauernden und soliden Erfolg der Industriepolitik drückt: die Mehrzahl der neuen russischen großindustriellen Unternehmungen ist finanziell viel zu knapp fundiert und keinerlei ernsthafteren Krisen gewachsen.

Rußland wäre vermöge seiner riesenhaften Ausdehnung in der Lage, ein im wesentlichen selbständiges Wirtschaftsgebiet zu bilden, d. h. alle Produkte, deren es zur Aufrechterhaltung seines wirtschaftlichen

Lebens bedarf, selbst zu besitzen, resp. zu erzeugen. Der thatsächlichen Verwirklichung dieses Ideals treten hindernd entgegen die Kapitalsarmut und die großen Entfernungen. Nur an wenigen Stellen liegen die Dinge, die für das industrielle Leben zusammengehören, wie z. B. Kohle und Eisen, auch wirklich verhältnismäßig nahe bei einander. Dazu kommt als moralischer Faktor die Rückständigkeit des russischen Unternehmers in Bezug auf Energie, Intelligenz und Beweglichkeit. In dieser Lage bleibt nichts übrig, als das fehlende Kapital aus dem Auslande heranzuziehen und die Unternehmungslust im Innern mit allen möglichen Mitteln künstlich anzustacheln: Subventionen, Regierungsaufträgen, Konkurrenzausschreiben, Gründung von Industrie- und Handelsschulen u. dergl. Einer der Grundpfeiler des ganzen Systems ist der forcierte Eisenbahnbau an allen Enden des Reichs. Die Summe der Kapitalien, die dadurch in Zirkulation gesetzt wird, ist eine ganz enorme. Zwar ist es fremdes Geld, teils direkt Anleihe, teils ausländisches Unternehmerkapital, das sich in Rußland verzinsen will, aber das Geld rollt, ein gutes Stück davon bleibt im Lande, und die baren Staatseinnahmen steigen vorläufig fort und fort, zumal bei dem System der Zölle und der indirekten Steuern. Scheinbar ein minder bedeutendes Glied in der Kette machen die billigen Personentarife in Wirklichkeit für die Realisierung dieser wirtschaftlichen Ziele nicht wenig aus; sie haben in der kurzen Zeit ihres Bestehens eine sehr starke Vermehrung des Verkehrs auf den russischen Eisenbahnen herbeigeführt, die zwar bei der Erhöhung der Betriebsausgaben direkt keinen großen finanziellen Erfolg im fiskalischen Sinne bedeutet, wohl aber einen eklatanten Beweis für die Steigerung der geschäftlichen Beweglichkeit in den erwerbsthätigen Schichten der Nation ausmacht.

Einen merkwürdigen Beweis für den zeitweilig ohne Frage großen Erfolg dieser neuen russischen Politik bietet die Wandlung, die sich in der wirtschaftlichen Bedeutung der größeren Handels- und Industriezentren namentlich im Westen des Reiches gegenwärtig vollzieht. Die Stadt Lodz in Polen ist in weniger als zwanzig Jahren durch ihre Textilindustrie von 75000 bis auf über 300000 Einwohner angewachsen; der alte Hansa- und Handelsplatz Riga ist seit kurzem durch eine wahrhaft rapide Steigerung der Fabrikthätigkeit unter die ersten Industriestädte des Reiches eingerückt, sein Seehandel dagegen von dem kleineren und industriell im Hintergrunde stehenden Libau überflügelt worden. Petersburg, das Jahrzehnte hindurch eine fast stationäre Bevölkerungszahl besaß, ist seit Beginn der Epoche Wyschnegradski-Witte um eine

Viertel Million Menschen in die Höhe gegangen, und ein Wald von rauchenden Fabrikschornsteinen umgiebt jetzt in weitem Umkreise die Residenz, die früher im Verhältnis zu ihrer Größe eine sehr geringe Industrie besaß. Ich habe Petersburg zum letzten Mal genauer vor etwa 5 Jahren gesehen und bin erstaunt über den völlig veränderten Charakter der Außenbezirke, namentlich auf der Ost- und Südseite: Schlot neben Schlot, wo früher Kohlfelder waren! Man könnte, wenn man nur diese Entwickelung sieht und dazu die kolossalen Exportziffern für russisches Getreide im Gedächtnis hat, wirklich fast an die Unwiderstehlichkeit des inneren wie des äußeren Wachstums Rußlands glauben — wenn man nicht wüßte, daß nur aus dem Grunde überhaupt ein Zentner Korn über die russische Grenze gelangt, weil die Bauern in ihren Dörfern hungern, die armen von Weihnachten, die etwas besser gestellten von Ostern bis zur Ernte!

Das Bild des wachsenden Industrialismus hält auch auf der Eisenbahnfahrt von Petersburg nach Moskau an. Bei der trostlosen Öde der Gegend fährt man natürlich die 600 Kilometer, soweit möglich, des Nachts ab, aber sobald es hell wurde, musterte ich, noch ein erhebliches Stück vor Moskau, das Gelände rechts und links. Überall eine sichtliche Vermehrung und Vergrößerung der Fabrik-Industriebetriebe auf dem platten Lande längs der Bahnlinie!

Moskau selbst ist noch stärker angewachsen, als Petersburg, ebenfalls ausschließlich durch die Steigerung seiner Industrie, und hat jetzt bereits über eine Million Einwohner. Das Meiste dieser Zunahme entfällt auf ausländisches Geld und ausländische Intelligenz; es ist nicht mehr als eine leichte Verschleierung der Sachlage, wenn z. B. fremden Industriegesellschaften bei der Begründung von Filialen in Rußland die Pflicht auferlegt wird, eben diese Filialen als besondere „russische“ Aktien-Gesellschaften zu konstituieren. Eigentümlicherweise macht dabei die Heranbildung eines eigentlichen russischen Fabrikarbeiterstandes fast gar keine Fortschritte. Ich hatte Gelegenheit, einen der größten und wichtigsten technischen Betriebe — Ableger eines deutschen Unternehmens erster Ordnung — zu sehen. Die Arbeiter kommen im Herbst vom Dorf in die Stadt, um den Winter über etwas zu verdienen. Sie werden eingestellt gegen die kontraktliche Verpflichtung, auch im Sommer dazubleiben; kaum aber ist das Frühjahr da, so wollen sie fort, um daheim ihre Feldarbeiten zu machen. Natürlich entläßt man sie nicht; dann desertieren sie einfach oder suchen durch Grobheit, gewollte Fahrlässigkeit u. dergl. die Entlassung zu erzwingen. Sie sind

und bleiben Bauern, Glieder ihrer heimischen Dorfgemeinde, die vielleicht 1000 Kilometer entfernt am Don oder an der Kama liegt; sie sind gesetzlich dort beheimatet und müssen im Besitz eines entsprechenden Anteils am Gemeindelande daheim bleiben, für dessen Steuerquote die ganze Dorfgenossenschaft der Regierung haftet. Nur in den westlichen Gebieten des Reiches giebt es einen wirklichen, vom Bauernrecht emanzipierten Fabrikarbeiterstand. Um diesem Übel radikal abzuhelfen, ist der Finanzminister schon seit Jahren in ebenso zäher wie vorsichtiger Weise bemüht, eine der „Säulen" des nationalrussischen Wirtschaftslebens zum Sturze zu bringen: den bäuerlichen Gemeindebesitz. Sobald der bäuerliche Agrarkommunismus aufhört, reißt auch das Band, das bisher jeden einzelnen Bauer als Glied einer Dorfgemeinde an seine ländliche Scholle kettete entzwei; er kann sich, wenn er will, von Hause emanzipieren und dauernd in der Stadt oder auf der Fabrik bleiben. Auf diese Weise kann es dann in der That zur Bildung einer besonderen Berufsklasse von Fabrikarbeitern, d. h. eines billigen Industrieproletariats, kommen.

Zu diesen Schwierigkeiten, mit denen der russische Industrielle zu kämpfen hat, gesellt sich noch die geringe, sowohl durch mangelnde Intelligenz, als auch durch chronische Unterernährung beeinträchtigte Leistungsfähigkeit des Durchschnittsarbeiters. Damit aber bin ich bei einem neuen Thema zur gegenwärtigen ökonomischen Lage Rußlands.

An Bord der „Großfürstin Xenia",
den 13. August.

Seit heute früh auf dem Pontus! In schnurgerader Linie steuert unser Dampfer von Noworossiisk auf Batum zu, die lange Ostküste des Schwarzen Meeres entlang, im Angesicht des Kaukasus, dessen Gipfel sich leider im Dunste eines glühend heißen Tages bergen. Niedriger Wald bedeckt die Uferberge, aber die ganze Küstenlandschaft, die Thäler und Höhen auf lange Tagereisen hin, sind menschenleer. Hier haben die Tscherkessen gewohnt, jenes stolze Volk, das lieber seine Heimat verließ, als sich der Fremdherrschaft unterwarf. Als Rußlands Triumph im Kaukasus entschieden war, wanderten über hunderttausend

Familien von hier in die Türkei aus. Dort habe ich sie in Anatolien, im Taurus und in Syrien gesehen. Eigentümlicher Weise möchten viele von ihnen jetzt nach Rußland zurück und bedauern, daß sie ohne weiteres dem Ruf des Sultans in die Fremde gefolgt sind. Ihre Räubernatur haben sie auch in ihren neuen Sitzen bewahrt, ebenso wie ihre Tracht, die jetzt im ganzen Kaukasus herrschend geworden ist, und ihr Geschick im Pferde-Züchten und -Stehlen. Ein russischer Militärarzt, der mit mir reiste, erzählte mir, daß noch heute an zahlreichen Stellen des Gebirges mitten im Walde große Flecke mit verwilderten Obstbäumen bedeckt sind und daß eine Anzahl Griechen in Noworossiisk davon lebt, im Sommer die Früchte einzuheimsen und zu verkaufen.

Von Moskau nach Noworossiisk fährt man ununterbrochen 52 Stunden. Während dieser Zeit zieht ein merkwürdiges und wechselvolles Stück russischer Kultur- und Wirtschaftsgeschichte an dem auf den Schienen dahin eilenden Reisenden vorüber. Zunächst bei Moskau der mittelrussische Industriebezirk, dann die Korngouvernements der Schwarzen Erde, endlich die Steppe des Südens und die westlichen Ausläufer des Kaukasus. Hier, in der groß- und südrussischen Getreideebene, liegt die böse Wunde, an der das heutige Rußland krankt, offen da. Die letzte Volkszählung hat es unwiderleglich ergeben, daß im sogenannten russischen „Zentrum" die Bevölkerung auf dem flachen Lande nicht mehr zunimmt, obwohl sie dort noch lange nicht einmal die Dichtigkeit erreicht hat, die z. B. in den schwächstbevölkerten Teilen des ackerbauenden Deutschlands vorhanden ist. Der Boden vermag keine Menschen mehr zu ernähren; der Geburtenüberschuß muß zu Grunde gehen oder abwandern. So paradox es klingt, die Getreideprovinzen Rußlands sind übervölkert, obwohl sie nach europäischen Begriffen die doppelte Menschenzahl rein agrarisch zu ernähren im stande sein müßten — sie sind so übervölkert, daß der Hunger schon anfängt in ihnen endemisch zu werden. Die Leute wandern aus, nach Sibirien und in die Industriebezirke, aber jenseits des Ural soll bis zum Jenissei auch schon kein freies Land mehr zu haben sein, und in den Städten kann der Bauer auch nicht dauernd sich ansiedeln und damit aufhören Bauer zu sein, weil er zu Hause in seinem verhungerten Dorf für die Bestellung seines Ackerstücks wie seines Anteils an der Kopfsteuer pflichtig bleibt, wo nicht persönlich, so doch mindestens durch Stellvertretung.

Der Grund für diese anormalen Zustände liegt in der Ausgesogenheit des Bodens, in der Primitivität des landwirtschaftlichen Betriebes

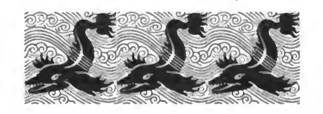
und in der Armut an Kapital. Als die großen Transversalbahnen aus den Korngebieten nach den Häfen des Baltischen und Schwarzen Meeres gebaut wurden, brach ein förmliches Weizenfieber bei der ganzen ackerbauenden Bevölkerung aus, Gutsbesitzern wie Bauern. Alles verfügbare Land wurde aufgepflügt und nichts gebaut, als Weizen, Weizen, Weizen! Dann kam um die Mitte der achtziger Jahre der rasche Preisfall für Getreide. Zunächst suchte man dem Ausfall durch fortgesetzte Erweiterung der Anbaufläche zu begegnen; man ging in die Steppe und erzielte in klimatisch günstigen Jahren reiche Erträge. Alles was geschah, war aber Raubbau. Die Unerschöpflichkeit der „Schwarzen Erde“ erwies sich als Fabel; der Boden begann zu versagen. Das schlimme Mißwachsjahr 1893 offenbarte die erschreckende Thatsache, daß ein einziger solcher Schlag hinreichte, um die moralische und materielle Widerstandskraft und Energie der Bauernbevölkerung bis ins Innerste zu erschüttern. Die Leute verlassen sich seitdem darauf, daß die Regierung sie doch nicht vollständig verhungern lassen wird und erwarten, ohne die Hände so zu regen wie es nötig wäre, mit stumpfsinnigem Gleichmut, was aus der dürftigen und liederlichen Feldbestellung, die sie mit ihrem reduzierten Pferde- und Viehbestand noch leisten können, herauskommen wird.

Trotz alledem hängt aber der russische Bauer mit einer Art von elementarer Gewalt am Boden. Land zu haben ist sein Ideal, der landlose Mensch seines Standes ist für ihn der eigentlich Bedauernswerte, der Proletarier in unserem Sinne. Wäre die Landwirtschaft noch auf dem Stande, wie vor zwanzig, dreißig Jahren — mehr als die Hälfte der heute existierenden russischen Fabriken müßten ihre Maschinen stillstehen lassen, weil der Bauer für keinen Lohn dort hineinginge. Eigenes Brot vom eigenen Acker zu essen zu haben von der Ernte bis wieder zur Ernte — daß ist sein Ideal. Wie schlimm es im Gebiet der schwarzen Erde steht, kann man daraus ermessen, daß heute der schon sprichwörtlich unter den Bauern ein „Reicher“ genannt wird, der soviel Getreide erntet, daß er das kann!

Dem ganzen Elend könnte — wenigstens zum größeren Teil — abgeholfen werden, wenn die Bauern moderne Ackergeräte zum Tiefpflügen und die Düngung bei sich einführen wollten. In den tieferen Bodenschichten ist noch ein starker unausgenutzter Humusgehalt vorhanden, der mit dem primitiven Haken, der das Hauptwerkzeug der Feldbestellung bildet, nicht an die Oberfläche gebracht werden kann — aber weder ist Geld da, Geräte zu kaufen, noch könnten die aus-

gemergelten Ochsen und Pferde solche Pflüge ziehen, wie sie angeschafft werden müßten, noch könnte sich endlich, was die Düngung anbetrifft, der Bauer in der Steppe dazu entschließen, von der altgewohnten Benutzung des Dunges als Brennmaterial abzugehen. Erstaunlich ist es überhaupt, wie in der baumlosen Steppe der Weizenbau, wenn auch mit wechselnden und unsicheren Erträgen, noch möglich ist! Bis zu einem gewissen Grade vermag sich das Getreide offenbar veränderten klimatischen Bedingungen anzupassen, wie denn der Weizen bekanntlich in Sibirien drei Wochen weniger zur Reife braucht als im mittleren Frankreich.

Während ich schreibe, fangen die Passagiere an, sich im Salon zum Frühstück zu versammeln — also Schluß für diesmal. Ein Frühstück auf einem besseren russischen Dampfer ist eine Sache, die genossen sein will, genossen mit einem gewissen Aufwand von Verstand und Anstrengung. Die blauen Waldberge der Küste rücken ferner und fangen gleichfalls an, im Dunst zu verschwimmen, wie die Schneekette dahinter, denn das Schiff schneidet die weite flache Einwärtskrümmung der Küste quer hinüber ab. Es giebt dort einige kleine Ansiedelungen, die starken Tabakbau treiben, aber im ganzen ist das Ostufer des Schwarzen Meeres einer der am schwächsten bevölkerten Striche Rußlands. Im Altertum war auch das anders, als der Kranz der Handelsniederlassungen Milets und seiner jonischen Schwesterstädte die Pontusküsten umgab.





Zweites Kapitel.

In Transkaukasien.

Wardsia, den 17. August.

Für diesmal will ich Volkswirtschaft und Politik beiseite lassen und meine Leser dafür in die Romantik des Kaukasus führen.

Beim Landungsplatz in Batum traf ich glücklich mein bewährtes und getreues Faktotum Madat, das mich vor zwei Jahren als Diener, Koch, Dragoman und Reitknecht in einer Person vom Fuß des Ararat bis Jerusalem durch ganz Armenien, Anatolien und Syrien begleitet hatte. Ich will die brave Haut auch diesmal wieder mitnehmen; einen bereits vorher als zuverlässig erprobten Menschen bei sich zu haben, ist in diesen Ländern soviel wert, daß man um dessentwillen über mancherlei Mängel hinwegzusehen gut thut.

Von Batum ging es nach Kutais mit der Eisenbahn; von da in einem „Phaëton" (halbgedeckte, mit zwei bis vier Pferden bespannte Kalesche) durch den berühmten meilenlangen Eichenwald vor Adschameti, bis zum Nachtquartier im Dorfe Bagdat am Eingang des über alle Beschreibung herrlichen Sekarythals. Achtzig Kilometer fuhren wir am nächsten Tage durch dieses Waldparadies von Kastanien, Ulmen, Buchen und Edeltannen über einen 2300 Meter hohen Paß nach den Bädern von Abbas Tuman. Von dort sind wir an diesen Ort gekommen, dessen Namen wohl in Deutschland so unbekannt sein wird, wie nur irgend ein Kraal von Südafrika.

Eine tiefe Stromschlucht in Georgien, jähe Hänge abwechselnd aus grauer Lava und rötlichem Aschentuff geschichtet; unten als schmales Band die wilde Kura — das ist die Szenerie. In die steile Wand des linken Ufers ist auf halber Höhe über dem Strom ein wunderbares Labyrinth von Höhlen eingegraben: eine große Kirche, Säle und Kapellen, Zimmer, Kammern, Cisternen, Ställe, Vorratsspeicher — teils roh in den Tuff hineingebrochen, teils mit hoher Kunst gemeißelt, mit Nischen, Karniesen und alten verblichenen Fresken geziert. Hier saß vor 700 Jahren Tamara, die Königin von Georgien. Ihr Bild, dessen Züge ganz den klassischen Typus der georgischen Frau erkennen lassen, schaut heute noch, wenn auch verblaßt und verwittert, mit königlichem Ernst in der Kirche auf den Fremdling herab, der diese entlegene Straße zieht.

Heute ist Wardsia nichts weiter, als ein weltverlornes Kloster, nur von ein paar alten Mönchen bewohnt, und weitaus die meisten von den 300 Räumen der Höhlenstadt stehen leer. Bei den Ruinen der alten Festung Chertwis verläßt man, um Wardsia zu besuchen, die große Straße von Achalzych nach Alexandropol und Kars und biegt in das Thal der Kura ein. Der Weg ist nur für Reittiere gangbar und im Dunkeln lebensgefährlich; da aber der Schulmeister von Chertwis, der uns zu Pferde, nach Landesart mit Revolver und Dolch bewaffnet, begegnete, die bestimmte Versicherung abgab, wir würden noch mit Tageslicht hinkommen, so ritten wir mit zwei tatarischen Jungen als Führern noch am Spätnachmittag ab. Ordentliches Sattel- und Zaumzeug war in der Eile nicht aufzutreiben; so mußte man sich ungeschlachte, hohe Palane (Packsättel) und Zaum samt Steigbügel aus Stricken improvisiert wohl oder übel gefallen lassen. Natürlich war die Entfernung doch größer, als angegeben und die Dunkelheit brach bereits stark herein, als wir an eine Stelle gelangten, wo die Kura zu überschreiten war. Als Brücke waren lediglich über die reißende und tiefe Mitte des brausenden Flusses zwei Baumstämme gelegt, deren Enden hüben und drüben zwischen großen Steinblöcken im Wasser festgeklemmt waren. Alles saß ab und die Leute fingen an zu ratschlagen, wie wir hinüberkommen sollten. Unter dieser südlichen Breite bricht die Dunkelheit viel schneller herein, als im deutschen Norden; in weniger als einer halben Stunde war es vollends Nacht. Schließlich wurden die Pferde einzeln an den jenseitigen Rand des Steges geführt; dort sprang einer der Führer in das immer noch hüftentiefe, wild zwischen mächtigen Steinblöcken schäumende Wasser und zerrte den

Gaul nach sich hinein. Dann mußte jeder zusehen, wie er vom Ende des Balkens aus auf dem Rücken des Tieres hinüberkam. Sobald ich festsaß, packte ich die Mähne, der Tartar nahm den Zügel, führte Roß und Reiter mit staunenswerter Sicherheit durch das wilde Wasser ans jenseitige Ufer und kehrte zurück, den Nächsten von uns zu holen.

Der ganze Übergang dauerte eine gute Stunde, und das fernere Stück Weg bis Wardsia mußte geradezu tappend zurückgelegt werden, denn das geringe Licht der Sterne reichte nicht hin, die schwache Andeutung von Pfad zu erkennen, die sich, jäh steigend und fallend, über steile Böschungen, großenteils hart am Absturz zur Flußseite hinauf- und hinabschlängelte. Schließlich mußte doch wieder abgesessen werden. Förmlich kriechend wurden einige besonders schlimme Stellen passiert, während unsere Leute die Tiere am Zügel hinter sich herzogen. Auf einmal hieß es: „Der Weg ist verloren!“ „Dort das Licht vor uns muß Wardsia sein“, meinte der eine. „Unmöglich, das liegt jenseits des Flusses. Da müßten wir ja wieder über das Wasser zurück!“

„Kinder, wir müssen hier die Nacht biwakieren. Wir brechen sonst Hals und Beine zwischen den Felsen“, schlug ich vor. Plötzlich erblickte einer — hoch über uns, schon etwas nach rückwärts — einen Feuerschein, der aus der dunklen Felswand herausleuchtete. Nun waren alle einig: das muß Wardsia sein! — Nach vielem Suchen ward der Weg glücklich wiedergefunden, eine steile Serpentine den Abhang hinauf begann. Drei-, viermal kamen wir noch vom Pfade ab; mit Streichhölzern leuchtend krochen und kletterten wir allesamt zwischen den scharfen Steinblöcken und dem dornigen Gestrüpp umher, bis einer oder der andere die richtige Spur wiederfand. Endlich tauchte ein mächtiger, verfallener Thorturm hart vor uns auf und jenseits der Wölbung des Durchganges lag wirklich das erstrebte Ziel vor uns — aber der Lichtschein war jetzt verschwunden und nichts, als eine Menge finsterer Felslöcher und ein schmaler Pfad, der vor uns ins Ungewisse hinein weiterlief, war zu sehen; rechts der Abgrund, links die Bergwand.

Madat mußte nun seine kaukasischen Sprachkenntnisse auspacken: Batano! batano! (georgisch: heiliger Vater) schrie er herzbeweglich in die Nacht hinaus. Nach langem Rufen klang endlich die abweisende Antwort zu uns herüber: „Wir wissen nicht, was Ihr für Leute seid, morgen früh wenn es hell ist, wollen wir Euch aufmachen. Schlaft in einer Höhle!“

Das war gut gesagt, aber wir hatten keinen Tropfen Wasser bei uns und in Madats Satteltasche steckten nur sehr kärgliche Vorräte — das alles nach einem ohnehin ziemlich durchfasteten Tage.

„Madat", sagte ich, „rufe ihnen zu, sie sollen uns wenigstens Wasser geben."

„Batano, tzchali! tzchali!" brüllte der Brave zu dem unsichtbaren Sprecher hinüber. — Keine Antwort.

Zu verübeln war den Mönchen ihr abweisendes Verhalten in



Wardsia.

keiner Weise; so mußten wir uns also in einer der Höhlen häuslich einrichten. Es war eine alte Backstube, die allem Anscheine nach auch jetzt noch gelegentlich — wohl von Hirten — benutzt wurde. Leider ließ das von vornherein auf eine starke Bewohnerschaft von Erdflöhen schließen. Madat machte Feuer an, breitete Decken zum Schlafen aus und auf meine Frage, ob jemand uns Wasser verschaffen könne, erbot sich einer der Führer, zur Kura hinunterzuklettern. Da kein Gefäß vorhanden war, bekam er eine lederne Reisetasche mit, und in einer halben Stunde hatte der Mann den schlimmen steilen Weg zwischen den Klippen im Stockfinstern ab und auf zurückgelegt. Das Wasser

schmeckte schlecht; ein Zusatz von Branntwein machte es nur wenig besser. Aber es war doch ein Trunk. Dann wurden die kargen Vorräte: drei rohe Gurken, ein Stück Käse und ein wenig hartes, trockenes Brot, verzehrt und wir legten uns schlafen. Madat streckte sich mit umgeschnalltem Revolver quer vor den Eingang; die Führer kauerten bei ihren Pferden. —

Die Nachtruhe war im ganzen recht mäßig, namentlich die infernalischen Erdflöhe machten bis nach Mitternacht zu schaffen. Eine Radikalkur mit einer Wolke von Insektenpulver brachte endlich Ruhe.

Die beiden Tatarenjünglinge wachten die ganze Nacht abwechselnd und froren draußen, denn es war anzunehmen, daß man uns jedenfalls von irgend einem verstecktem Dorfe oder Weiler aus unterwegs beobachtet hatte und die Möglichkeit ins Auge faßte, da wir doch voraussichtlich so spät nicht würden eingelassen werden, uns in der Dunkelheit die Pferde zu stehlen.

Mit Tagesgrauen standen wir auf und wurden nun gewahr, daß ein bequemer Pfad am Abgrunde hin und mit einer plötzlichen Biegung in den Felsen hinein vor eine mit Eisen beschlagene Thür führte. Man hatte uns bereits geöffnet, und ein zerlumpter Mann war drinnen damit beschäftigt, einen Samowar zum Thee für die Ankömmlinge zu heizen. Nach einer Weile erschien der Prior, Vater Simeon, einst in der Welt Fürst Zulukidse, ein hochgewachsener Georgier mit langem, grauem Bart, samt den drei übrigen Mönchen des Klosters. Der Alte war der Einzige in der Gesellschaft, dessen Kleidung nicht aus Lappen und Fetzen bestand. Wir wurden mit Thee bewirtet, und eine etwas mühsame Unterhaltung begann. Der Abt richtete seine Worte georgisch an einen Mönch, dieser gab sie tatarisch an Madat, der das gebildete Georgisch nicht versteht, weiter und schließlich gelangte die Frage russisch an mich. Die Mönche wollten wissen, wie die Dinge in China ständen. Das Politische dabei interessierte sie nicht; sie erkundigten sich nur, wie viel Missionare und Christen dort umgebracht seien.

Nach dem Thee wurde uns das Innere der Höhlenstadt gezeigt. Das Ganze ist ohne Frage eine der wunderbarsten Örtlichkeiten der Welt. Etwa 150 Meter über der Kura weist der beinah senkrechte Absturz des Felsens zwei dicht über einander liegende Stufen auf und hier sind in mehreren Stockwerken teilweise im Innern miteinander verbundene, teilweise nur von den äußeren Korridoren aus zugängliche Höhlengemächer in den weichen Tuff hineingehauen. Den einzigen

Zugang bildet der feste Thorturm, den wir am Abend zuvor passiert hatten; direkt von unten ist die Stadt unersteiglich und über ihr türmen sich noch über hundert Meter senkrechte, hier und da überhängende Felsen auf. Trotzdem ist der Platz mehrmals genommen worden, so im 14. Jahrhundert von einer Abteilung der Armee Timurs und im 16. von einem persischen Heere, das dabei immense Schätze erbeutet haben soll.

Zum Abschied gab es noch einmal ein leidliches Frühstück und viele Entschuldigungen wegen der schlechten Behandlung in der Nacht. „Das Kloster ist in den letzten Jahrzehnten zweimal nachts von tatarischen Räubern überfallen worden, die mit der Bitte um Unterkunft im Finstern an die Thür pochten. Als ihnen geöffnet wurde, plünderten sie die Mönche aus und besudelten die Kirche. Wir müssen uns darum vorsehen und lassen niemand mehr ein, sobald es finster geworden ist.“ Während wir redeten, bemerkte ich eine schmale Felsstiege, die in einiger Entfernung an der Wand des Abgrundes steil in die Höhe führte. Auf die Frage, was es dort gebe, forderte uns ein Mönch auf, mitzukommen. Erst ging es durch einen finsteren, durch das Innere des Felsens gehauenen Stufengang, dann über die von unten sichtbare, schwindelnde Treppe, endlich wieder in eine tiefe Felskammer hinein. Ein eigentümlicher Geruch machte sich bemerkbar; der Mönch hob einige am Boden liegende runde Holzscheiben auf, und darunter zeigten sich die oberen Öffnungen mehrerer kolossaler Weinbehälter, die in Gestalt der trojanischen Riesengefäße aus Thon gebrannt und bis zur Mündung in den Felsboden hinein vermauert waren. Schwerer, fast schwarzer Rotwein war darin, derselbe, von dem wir zum Frühstück getrunken hatten, und ein machtvolles Aroma drang aus dem Bauch der Höhlungen hervor.

Das ist Wardsia. Jetzt soll aufgebrochen werden; der Klosterbedienstete wird uns unten eine Furt durch die Kura zeigen, wo man gefahrloser hinüberkommen soll, als auf dem halsbrechenden Balkensteg, den wir gestern Abend passierten.

Kars, den 21. August.

An der Grenze Rußlands! Vor zwei Wochen im äußersten Nordwesten des Reichs, an dem steinigen Gestade des finnischen Meerbusens und heute im Angesicht des Ararat. Aber noch in einem anderen Sinne an der Grenze Rußlands! Gerade die Kaukasusreise führt dem Reisenden in unmittelbarer und anschaulicher Weise die Grenzen des russischen Könnens vor Augen. Gewaltiges ist geschaffen: ein Netz von Eisenbahnen und Heerstraßen, ein System von Festungen; die Pazifizierung des Landes ist vollständig und die Bedeutung gerade dieses Stückes Erde für die Weltstellung Rußlands ebenso groß, wie sicher erkannt — aber die Russen sind im Kaukasus noch nicht über das Besitzen und Beherrschen hinausgelangt. Von Kutais bis zu den berühmten Bädern von Abbas-Tuman fuhr ich 100 km lang durch einen Hochwald von Eichen, Buchen, Kastanien, Nadelhölzern und anderen Edelbäumen. Aber die wirtschaftliche Verwertung all der Pracht ist minimal. Das Einzige, was russische Initiative geschaffen hat, sind die Kohlenbergwerke von Tkwibuli unweit Kutais; sonst sind die massenhaften Schätze des Bodens entweder unausgebeutet oder werden von Ausländern erschlossen, wie die Kupfererze bei Alexandropol und Kedabek, die Zinklager von Sason und die Naphtareichtümer von Baku, wo auch nur das Wenigste mit russischem Kapital und russischer Intelligenz geleitet worden ist.

Von Tiflis nach Kars führt eine vor wenigen Monaten eröffnete Eisenbahn, über deren strategische Bedeutung ich weiter unten noch etwas zu sagen habe; der Betrieb ist noch sehr langsam und die Fahrt unsicher; es wird fortwährend am Bahnkörper gearbeitet. Wir kamen zu Wagen von der alten georgischen Veste Achalzich und erreichten die Bahn bei Alexandropol; von dort bis Kars fährt der Zug auf 70 km über 4 Stunden durch eine typische Vulkanlandschaft. Weit und breit nichts als stumpfe, kegelförmige Vulkanberge von Miniaturformat bis zu Riesenmassen, wie der Alagöz, der auf seinem zerklüfteten Haupte ewigen Schnee trägt und an seiner Basis 150 km im Umfange mißt. Der ganze Boden, soweit das Auge reicht, ist schwarze Lava, hier und da von grauen Tuffen überlagert; wo der Bahnkörper einen Einschnitt in das Gestein des Untergrundes macht, sieht man, wie das Land vor grauen Zeiten abwechselnd aus Lavaströmen und dazwischengelagerten, aus Stein- und Aschenhagel entstandenen Konglomeratschichten aufgebaut worden ist.

Verzehrender glühender Sonnenschein und heißer Dunst liegt über der Gegend: hier reichen der Regenfall und der natürliche Feuchtigkeitsstand im Boden nur noch in bestimmten Falten des Terrains und an manchen Bergabhängen dazu aus, um den Getreidebau zu ermöglichen. Immerhin sieht man eine Menge Weizen; dann aber fährt der Zug über einen wasserreichen, reißenden Fluß und hier verbraust soviel Wasser unbenutzt, daß man mit ihm den Bodenertrag auf ein vielfaches steigern könnte. Tausende von Quadratkilometern tragen keinen einzigen Baum, wenn er nicht von Menschenhand gepflanzt ist; die Berge sind alle so trostlos kahl und verbrannt, als ob hier nie im Jahre ein Tropfen Wasser fiele. Und doch wäre nichts weiter nötig, als das Wasser der Flüsse über das Land hinzuleiten um Wälder und Kornfelder in Menge zu haben; denn der vulkanische Boden zersetzt sich unter dem Einfluß von Feuchtigkeit mit großer Schnelle zu einer außerordentlich fruchtbaren Erde. Zu etwas anderem als zur Bewässerung sind die Flüsse hier nicht zu brauchen; es sind alles wilde, wirbelnde Berggewässer.

Bald hinter Alexandropol geht die Eisenbahnlinie auf zwei Stunden an der altarmenischen Ruinenstadt Ani vorüber, die ich vor zwei Jahren besucht habe. Noch immer steigt jedesmal, wenn ich an diesen Platz denke, der Ärger über die unglaublich leichtfertigen Orientschreibereien à la Schweiger-Lerchenfeld in mir auf. Dieser Herr hat eine phantastische Schilderung von Ani in seinem Buch über Armenien gemacht, von der fast kein Wort wahr ist, und ungefähr von demselben Wert ist die ganze Literatur über den Orient, die er verfaßt hat. Und diese Leute sind zu Hause dann die Autoritäten!

Kars bedeutet für die Russen ein Gemisch von ruhmreichen und schmerzlichen Erinnerungen. Viermal haben russische Heere vor der Stadt gestanden, zweimal ist sie im glänzenden Sturmangriff genommen worden. Seit 22 Jahren gehört sie nun endlich zu Rußland, aber sie bildet nur einen bescheidenen Überrest von der großen Beute, die Rußland nach dem letzten wechselvollen Türkenkriege für sich zu behalten gedachte. Im Frieden von San Stefano schlugen sich die Fänge des russischen Adlers noch weit über Kars hinaus in das armenisch-anatolische Hochplateau ein, aber sie mußten auf die herrische Kriegsdrohung Englands hin schon nach einem halben Jahre auf dem Berliner Kongreß wieder bis hierher zurückgezogen werden. Seit dem Brande von Moskau hat kein politisches Erlebnis so tiefe Spuren in dem Bewußtsein des russischen Volkes zurückgelassen, wie jene Demütigung

in den 64 Artikeln von 1878. Von da ab datiert der grimmige Haß, der die ganze Nation von den höchsten bis zu den niedrigsten Schichten gegen England erfüllt. Als ich in Moskau war, zog Militär in geschlossenen Abteilungen durch eine Straße und die Leute blieben auf den Trottoirs stehen, um die Soldaten zu begrüßen. „Wohin gehen die Brüder, Väterchen?“ fragte ein Bauer seinen graubärtigen Nachbar. „Sie gehen in den Krieg gegen die Chinesen; sieh nur, was sie für Bajonette haben; damit werden sie die Schweine schon aufspießen.“ Nach einer Weile kam ein Trupp, der ohne Gewehr maschierte. „Väterchen“, sagte der Mann jetzt, „schämst Du Dich nicht, mich anzulügen — wie sollen sie ohne Flinten in den Krieg ziehen? „Du Narr, Du redest und verstehst nichts von der Sache, diese hier ohne Flinten gehen ja gar nicht gegen die Chinesen — sie gehen gegen die Engländer, die Hunde prügelt man mit Stöcken!“

Im Zuge nach Kars fuhr eine Anzahl Fähnriche mit, die sich die Festungswerke zeigen lassen wollten. Von ihnen erfuhr ich — seit acht Tagen die erste politische Nachricht in diesem zeitungslosen Lande — daß Peking von den Verbündeten genommen sei, wie es hieß, unter russischem Oberbefehl. Die Genugthuung hierüber trat aber weit zurück hinter dem Freudenausbruch, als jemand unter den Passagieren, der von Tiflis kam, erzählte, die Buren unter De Wet hätten 3000 Engländer im Oranjefreistaat gefangen genommen. „Wo ist die Nachricht her?“ „Aus Lourenço Marques“, hieß es. „Dann“, meinte ich, „wird man gut thun, sieben Fragezeichen dahinter zu stellen“. Aber in ihrer Herzensfreude ließen sich die jungen Leute durch meine Zweifel doch nicht irre machen.

Auf dem Bahnhof in Kars fragte ich einen „Phaëtonschtschik“: „Kannst Du uns durch die Stadt fahren und dabei erzählen, wie es beim Sturm von 1877 zuging?“ Der Mann war ein Russe; er versprach mir, was ich wollte und hielt sein Wort gut. Die Festungswerke selbst sind nicht zugänglich, man darf auch nicht allzunahe an sie heranfahren, aber ich bekam doch einen guten Überblick. Die Stadt liegt am Fuße eines steilen Höhenzuges und wird von dem reißenden Kars-Tschai durchflossen. Eigentümlicher Weise macht der Fluß an dieser Stelle seines Laufes eine scharfe Wendung von der Hochebene, über die er herkommt, gradeswegs in die zerklüftete Bergwand hinein. So entstehen drei Gruppen von Forts: eine lange, durch die Stromschlucht in zwei Flügel geteilte Kette auf der Höhe und ein Halbkreis in der Ebene. Die ganze Linie hat über 18 Kilo-

meter Umfang, wurde von 17000 Mann verteidigt und von 35000 in der Nacht vom 17.—18. November 1877 in achtstündigem Kampfe gestürmt. Von dem damaligen Bombardement her liegen noch zahlreiche Bauten in Trümmern, so wie sie von den einstigen türkischen Bewohnern, die nach dem Friedensschluß auswanderten, belassen worden sind. Die Russen haben die alte malerische Ringmauer zum größten Teil geschleift: nur einzelne Stücke und Türme sind stehen geblieben. Der Anblick des Ganzen von der alten Brücke über den Fluß aus ist malerisch und düster. Alles Mauerwerk ist aus grauem Tuff oder schwarzen Lavaquadern errichtet; die Citadelle hoch oben unmittelbar über der Stadt mit ihren drohenden Steinmassen fast ganz in die Felsen hinein und aus ihnen herausgehauen. 600 Granaten haben das Bollwerk bei der letzten Beschießung getroffen, aber kaum Spuren an ihm hinterlassen. Auch der Sturmangriff der Russen scheiterte hier, doch konnte sich die Citadelle allein nach der Wegnahme der übrigen Werke nicht mehr halten.

Seit die Russen Kars besitzen, haben sie ihre strategische Position gegenüber den Türken in Asien unvergleichlich verbessert. Die drei Festungen Kars, Ardahan und Erserum bildeten bis 1877 eine außerordentlich starke Schutzwehr der Türkei an der pontisch-armenischen Grenze gegen Rußland: mit der Wegnahe der beiden ersteren ist dem Dreieck die ganze Basis fortgeschlagen und das einzige Erserum bildet seitdem allein noch einen Riegel von nicht übermäßiger Stärke gegen das Vordringen russischer Heere in das Innere von Kleinasien, das geographisch wie ethnographisch der Kern des türkischen Reiches ist. Es klingt fast unglaublich, aber es ist Thatsache, daß Rußland sich in irgend welcher Form die Verlängerung der Eisenbahnlinie Tiflis-Kars auf Erserum und weiter nach Westen zu gesichert hat! Bedeutet die Bagdadbahn die Zuführung von frischem Lebensblut für die Türkei, so würde diese nordostanatolische Linie, sobald sie verwirklicht wird, die rettungslose Preisgabe der ganzen Nordhälfte Kleinasiens bis vor die Thore von Konstantinopel hin an Rußland sein.

Wenn es noch einmal zu einem Kriege zwischen Rußland und der Türkei kommen sollte (und das ist doch wohl der wahrscheinlichere Fall, zumal seit dem militärischen Wiedererstarken des osmanischen Staates nach dem letzten Orientkriege von 1877/78), dann würde dieser voraussichtlich ein ganz anderes Gesicht zeigen, als alle bisherigen. Der Türke und der Russe sind seit der Entstehung des

selbständigen Königreichs Rumänien in Europa überhaupt nicht mehr Grenznachbarn; der Angriff von Norden her auf Konstantinopel könnte daher, wenn Rumänien nicht einfach vergewaltigt wird, was sich die Russen aber zweimal überlegen werden, nur über das Meer mit der Flotte erfolgen. Daß die massenhaften Schiffsbauten und die Stationierung einer Anzahl der schwersten Panzer im Schwarzen Meer keinen andern Zweck haben, als den, die Wegnahme Konstantinopels von der Seeseite her unter Forcierung der Bosporusbefestigungen auf einen Schlag für den gegebenen Fall vorzubereiten, darüber kann überhaupt kein Zweifel mehr bestehen. Aber Konstantinopel und die europäischen Besitzungen sind lange nicht mehr der Schwerpunkt des Türkenreichs — das ist vielmehr Anatolien. Kein anderer als v. d. Goltz Pascha hat seinerzeit der Türkei den Rat gegeben, unter möglichster Abstoßung der überseeischen Besitzungen, die doch mehr Opfer kosteten, als sie wert seien und einbrächten, sich auf die anatolische Halbinsel als das Kernland des Osmanentums zu konzentrieren. Wenn die Türkei Thracien, Mazedonien und Albanien verliert, so kann sie in der That an geschlossener militärischer Widerstandskraft nur gewinnen, denn diese Provinzen können sich selbst überhaupt nicht verteidigen; sie müssen vielmehr überwiegend mit Menschenmaterial aus den „Soldatenminen" Anatoliens besetzt und gedeckt werden. Occupiert dagegen Rußland etwa die Wilajets Erserum, Siwas und Trapezunt, wo zwei Millionen Kernosmanen wohnen, so bricht die Türkei militärisch und daher auch politisch zusammen, weil sie mit dem Rest der waffenpflichtigen mohammedanischen Bevölkerung osmanischen Stammes, der ihr dann noch verbleibt, nicht mehr im stande ist, die Besitzungen jenseits des ägeischen Meeres, Syrien, Kurdistan, Mesopotamien und das Irak zu halten, von Tripolis und Arabien ganz zu geschweigen.

Aus diesen Gründen würde ein russischer Zukunftsfeldzug gegen die Türkei neben der Flottenattacke auf Konstantinopel als Hauptstück die Invasion und Besetzung des armenischen Hochlandes und ganz besonders des nordöstlichen Anatoliens enthalten. Zu diesem Zweck ist resp. wird die Bahn von Tiflis nach Transkaukasien hinein gebaut. Bei Alexandropol teilt sie sich in zwei nach Ost und West, Kars und Eriwan, hakenförmig bis auf vier Tagemärsche an die türkische Grenze heran ausgreifende Arme, während eine dritte Einmarschstraße von Batum aus das Tschorochthal hinaufführt. Demgegenüber hat es so gut wie nichts zu bedeuten, daß den Türken 1878 der Straßenschlüssel





Citadelle von Kars.

selbständigen Königreichs Rumänien in Europa überhaupt nicht mehr Grenznachbarn; der Angriff von Norden her auf Konstantinopel könnte daher, wenn Rumänien nicht einfach vergewaltigt wird, was sich die Russen aber zweimal überlegen werden, nur über das Meer mit der Flotte erfolgen. Daß die massenhaften Schiffsbauten und die Stationierung einer Anzahl der schwersten Panzer im Schwarzen Meer keinen andern Zweck haben, als den, die Wegnahme Konstantinopels von der Seeseite her unter Forcierung der Bosporusbefestigungen auf einen Schlag für den gegebenen Fall vorzubereiten, darüber kann überhaupt kein Zweifel mehr bestehen. Aber Konstantinopel und die europäischen Besitzungen sind lange nicht mehr der Schwerpunkt des Türkenreichs — das ist vielmehr Anatolien. Kein anderer als v. d. Goltz Pascha hat seinerzeit der Türkei den Rat gegeben, unter möglichster Abstoßung der überseeischen Besitzungen, die doch mehr Opfer kosteten, als sie wert seien und einbrächten, sich auf die anatolische Halbinsel als das Kernland des Osmanentums zu konzentrieren. Wenn die Türkei Thracien, Mazedonien und Albanien verliert, so kann sie in der That an geschlossener militärischer Widerstandskraft nur gewinnen, denn diese Provinzen können sich selbst überhaupt nicht verteidigen; sie müssen vielmehr überwiegend mit Menschenmaterial aus den „Soldatenminen" Anatoliens besetzt und gedeckt werden. Occupiert dagegen Rußland etwa die Wilajets Erserum, Siwas und Trapezunt, wo zwei Millionen Kernosmanen wohnen, so bricht die Türkei militärisch und daher auch politisch zusammen, weil sie mit dem Rest der waffenpflichtigen mohammedanischen Bevölkerung osmanischen Stammes, der ihr dann noch verbleibt, nicht mehr im stande ist, die Besitzungen jenseits des ägeischen Meeres, Syrien, Kurdistan, Mesopotamien und das Irak zu halten, von Tripolis und Arabien ganz zu geschweigen.

Aus diesen Gründen würde ein russischer Zukunftsfeldzug gegen die Türkei neben der Flottenattacke auf Konstantinopel als Hauptstück die Invasion und Besetzung des armenischen Hochlandes und ganz besonders des nordöstlichen Anatoliens enthalten. Zu diesem Zweck ist resp. wird die Bahn von Tiflis nach Transkaukasien hinein gebaut. Bei Alexandropol teilt sie sich in zwei nach Ost und West, Kars und Eriwan, hakenförmig bis auf vier Tagemärsche an die türkische Grenze heran ausgreifende Arme, während eine dritte Einmarschstraße von Batum aus das Tschorochthal hinaufführt. Demgegenüber hat es so gut wie nichts zu bedeuten, daß den Türken 1878 der Straßenschlüssel

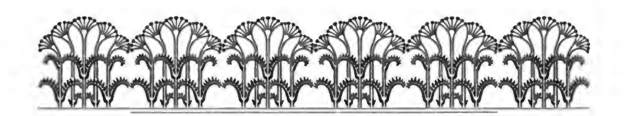


Citadelle von Kars.

Bajaset zurückgegeben worden ist, denn sie haben den Platz nicht ausgebaut. Als ich 1898 dort war, hätte eine Feldbatterie in 24 Stunden die Mauern zusammenschießen können, und so gut wie sie es im Jahre 1877 vermochten, würden die Russen auch bei der nächsten Gelegenheit die Karawanenstraße von Bajaset bis Erserum für Militärtransporte wieder fahrbar machen.

Wir wollen von hier mit möglichst wenig Aufenthalt direkt nach Turkestan gehen. Tiflis ist ein Capua, zumal wenn man (ich weiß das aus alter Erfahrung) in dem ausgezeichneten Hotel London sitzt, auf dessen Gartenterrasse selbst der glühende Sommer Georgiens bei kühlem Getränk und über alles Lob erhabener Küche erträglich wird. Für ein paar Tage wird jener angenehmste aller Aufenthaltsorte in ganz Südrußland und Kaukasien ja auch uns staub-, durst- und flohgequälte Hochlandsfahrer zu Rast und Erquickung aufnehmen — dann aber gehts aus dieser Vorhalle Asiens hinüber über die kaspische See in die zweifellose, wirkliche „Wiege des Menschengeschlechts" hinein!





Drittes Kapitel.

Das russische Turkestan.

Krasnowodsk, den 26. August.

Heute früh bei der Landung am Ostufer des Kaspi wurden wir in etwas eigentümlicher Weise begrüßt. Kaum hatte unser Dampfer angelegt, als die hohe Polizei an Bord kam; ein Gendarmerieoffizier faßte mich sofort ab und sagte: „Nicht wahr, Sie sind drei Ausländer hier auf dem Dampfer? Haben Sie Erlaubnis, Turkestan zu besuchen?“ Offenbar war also die Abreise unserer harmlosen Expedition bereits von Baku aus übers Meer telegraphiert worden. Ich beruhigte den pflichteifrigen Mann durch Vorweisung einiger geeigneter Papiere, mit denen wir uns in Petersburg wohlweislich versehen hatten; zwei Matrosen wurden beauftragt, unser Gepäck auf den Bahnhof zu schaffen und wir spazierten durch den glühenden Sonnenschein und staubfeinen Sand Transkaspiens hinterdrein. — Ich habe mich bisher vergebens bemüht, dahinter zu kommen, weshalb die Russen eigentlich das ganze Land jenseits des Kaspi gegen Ausländer dermaßen verbarrikadieren. Von Rechtswegen darf es kein nichtrussischer Staatsangehöriger ohne besondere Erlaubnis des Kriegsministeriums in Petersburg betreten; Empfehlungen ersten Ranges von anderen Behörden genügen durchaus nicht unbedingt. Unbekanntes, das für irgend eine europäische Macht zu wissen wichtig wäre, giebt es zwischen Krasnowodsk und der chinesischen Grenze nicht mehr, und geschieht irgend etwas, was wirklich nicht bekannt werden soll, so

pfeifen es, bei dem ungehinderten Verkehr russischer Staatsangehöriger jeder Art herüber und hinüber, nach zwei oder drei Wochen doch die Spatzen in Tiflis von den Dächern. Überdies müßte man, wenn wirklich etwas erreicht werden soll, auch folgerichtig sein und Fremde überhaupt nicht hereinlassen. Wie sie gehandhabt wird, bedeutet die Vorschrift kaum mehr, als die Pflicht, die Reise vorher durch die deutsche Botschaft dem russischen Kriegsminister anzeigen zu lassen. Ich habe einmal einen Globetrotter gesehen, der durch diese Pourparlers zu einer höchst lächerlich aufgebauschten Vorstellung von der Bedeutung seines harmlosen Ausfluges nach Samarkand und von den politischen Geheimnissen, die Rußland in Turkestan zu hüten habe, gelangte.

Auf dem Bahnhof empfing uns die Kunde: Gestern Nacht ist auf der 133. Werst von hier infolge Unterspülung des Bahnkörpers ein Zug entgleist und die Linie schwer beschädigt; es ist unbekannt, wann die Passagiere weiter expediert werden können. Das heißt aus dem Transkaspischen in Deutsche übersetzt: „Ihr könnt Euch eventuell auf drei Tage kantonieren im Bahnhof gefaßt machen.“ „Na, jedenfalls erst Mittag essen und zwar möglichst gut und ausführlich.“ Der Wirt und der Kellner strahlen förmlich vor Vergnügen; ein Witzbold giebt dem Büffetier den Rat, doch beizeiten zu den Turkmenen in die Berge zu schicken und eine Hammelherde kaufen zu lassen, bevor Teuerung der Lebensmittel in Krasnowodsk eintrete.

24 Stunden später.

Wir sitzen immer noch fest. Allerdings ist mittlerweile offiziell und inoffiziell, durch Anschlag an der Kasse und durch mündliche Auskünfte der Beamten, ein halbes Dutzend Mal immer ein neuer Termin angegeben worden, zu dem der Zug schon hat abgehen sollen. Aber dies hat bisher nur den Humor erhöht.

Eben kam mit dem heutigen Dampfer die zweite Schiffsladung Passagiere an; zwei Stunden vorher mit einem Extraschiff von Baku auch der Emir von Buchara. Jedenfalls haben wir hier zu essen und zu trinken, was bei den Passagieren der Züge, die jetzt mehrfach hintereinander gestaut in der Wüste jenseits der Unglücksstelle festsitzen, schwerlich der Fall ist. Wir konnten bei dieser Gelegenheit nicht wohl anders, als uns Gedanken über die Bedeutung machen, die solche Unfälle erlangen können, wenn sie in politisch und militärisch kritischer Zeit sich ereignen. Jetzt ist der ganze Verkehr in beiden Richtungen

nun schon 48 Stunden unterbrochen; dabei wird an der Unfallstelle sicher scharf gearbeitet, denn Se. Hoheit der Emir, um dessen Ankunft man schon seit längerer Zeit wußte, wollen nach Hause. Der Extrazug steht schon bereit, das ganze Offizierkorps von Krasnowodsk ist auf dem Bahnhof versammelt, männiglich bis zu den Leutnants herunter mit prächtigen, bucharischen Ordenssternen dekoriert.

Rußland behandelt diesen asiatischen Despoten auf Kündigung mit einem ausgesuchten Gemisch von Bevormundung und Liebenswürdigkeit. Er hat den Titel „Hoheit“ und den Rang eines Feldmarschalls, trägt bei Audienzen in Petersburg die Uniform eines Kosakengenerals, darf sich Weiber und Knaben halten, so viel er kann und mag, darf seine Unterthanen aussaugen und seine riesenhaften Schatzkisten füllen — und all das ist für diese Art Machthaber sehr viel schwerer wiegend, als das Bewußtsein, in einem goldenen Käfig zu stecken und mit niemandem sprechen zu dürfen, der nicht vorher von dem russischen diplomatischen Agenten in Buchara einen Passepartout durch das Stadt- und Schloß-Thor bekommen hat. Die russische Berechnung dabei ist eine doppelte und nach beiden Seiten äußerst kluge: erstens sehen die beiden Herrscher, denen Rußland für die nähere oder fernere Zukunft gleichfalls die Rolle des Bucharen zugedacht hat, der Schah von Persien und der Emir von Afghanistan, wie gut es ihr Kollege hat, dem der russische Adler die Gefahrlosigkeit des Leuteschindens und die Sicherheit des üppigen Lebensgenusses garantiert, dazu die Freude an allen möglichen Ehren und Würden; zweitens aber sehen die guten bucharischen Unterthanen, wie schlecht sie es haben und wie schön die direkt unter russischem Szepter stehenden Stammesgenossen in Samarkand, Ferghana u. s. w. — und ebenso umgekehrt . . . . .

Eben fährt der Buchare wirklich ab — und es heißt, die jenseits liegen gebliebenen Züge warteten bereits auf der letzten Station vor Krasnowodsk auf das Passieren des Zuges mit dem Emir. Der Schaden ist also repariert. Ich weiß nicht, auf welcher Grundlage, aber jedenfalls hat sich in den letzten Minuten hier auf dem Bahnhofe das Gerücht verbreitet, daß alles bereits viel früher hätte in Ordnung sein können, wenn nicht ein Wagen des entgleisten Güterzuges eine Bierladung enthalten hätte. Die herangeholte Arbeiterkolonne habe das alsbald gemerkt und sich, statt zu schaufeln und Schwellen zu nageln, schleunigst bis an den Rand betrunken. Wenn die Geschichte nicht wahr ist, so ist sie jedenfalls vorzüglich erfunden.

Nun werden wir ja wohl in einigen Stunden auch an die Reihe kommen. Man muß den Dingen ihre beste Seite abgewinnen und unter diesem Gesichtspunkt ist sogar die kolossale Hitze hier mit Befriedigung zu begrüßen: sie lähmt die geistige Regsamkeit des Menschen soweit, daß er sich mit einem gewissen Gleichmut selbst in das Schicksal ergäbe, hier noch einigemale 24 Stunden zu sitzen. Abgesehen von der hohen Temperatur hat Krasnowodsk übrigens noch den Mangel, daß es (wie Baku an der gegenüberliegenden Seite des Kaspi) fast gar kein natürliches Trinkwasser besitzt. Alles Wasser für die 7000 Köpfe starke Bevölkerung wird durch Destillation von Meerwasser gewonnen, und selbst die kümmerlichen Bäumchen und Sträucher auf dem „square“ müssen mit dieser kostspieligen Feuchtigkeit erhalten werden. Die Folge dieser Wasserverhältnisse ist, daß Infektionskrankheiten hier gar nicht vorkommen sollen. Trotzdem sieht man freilich nicht selten Menschen mit großen Beulen, namentlich auf den Handgelenken und im Gesicht (die sog. Pendinka); das stammt aber nicht von hier, sondern von dem Wasser in Aschabad und namentlich am Murghab. Dort auf der jüngst fertig gebauten Zweiglinie von Merw zur afghanischen Grenze, ist das Trinkwasser dermaßen ungesund, daß die kaukasische Schützen-Brigade, von deren „Übungs“-Transport nach Kuschk vor einigen Monaten in Europa soviel die Rede war, ihr Quartier dort hat verlassen müssen und schon wieder nach dem Kaukasus zurückgekehrt ist. Es ist das sehr in der Stille geschehen; begreiflicherweise, denn die Russen können sich wohl denken, daß eine nähere Kenntnis solcher Einzelheiten in Westeuropa bei der Diskussion der immer noch unentschiedenen Streitfrage, ob der Marsch nach Indien durch Afghanistan möglich ist oder nicht, stark ins Gewicht fallen würde. Die meisten unserer Hauspolitiker phantasieren in dieser und ähnlichen Fragen überhaupt viel zu sehr ohne Kenntnis der realen Verhältnisse. Das Stück Eisenbahn, das wir in den nächsten 16 Stunden befahren werden, ist lehrreich genug für die Frage des Vorschiebens auch nur einer verstärkten Brigade in diesen Gegenden. Skobeleff brauchte vor Erbauung der Bahn 10 Monate und 8000 Kamele, um den Angriff auf die von 25000 Turkmenen besetzte Festung Dengil-Tepe (gewöhnlich Geok-Tepe genannt) soweit vorzubereiten, daß eine regelrechte Belagerung des Platzes eröffnet werden konnte und der Verlauf der Sache zeigte, daß man selbst damit um ein Haar noch unter das äußerste Minimum des für den endlichen Erfolg absolut notwendigen Aufwandes an Menschen wie an Material herabgegangen

war. Hoffentlich gelangen wir unausgebraten bis nach Samarkand, der nächsten vorgesehenen Station für uns. Der Bahnhofsvorsteher hat uns ein Coupé dritter Klasse mit verschließbarer Thür versprochen; in der zweiten sollen die Kissen mit Regimentern von Wanzen bevölkert sein und die Leute vor Hitze in den Polstern sich nicht zu lassen wissen. Also auf Wiedersehen am Ufer des Sarefschan. Bis dahin soll die Fahrt 48 Stunden dauern; Merw denken wir auf dem Rückwege zu besuchen, denn aus der Chinafahrt durch die Steppe wird ja wohl doch nichts werden.

Samarkand, den 29. August.

Eben komme ich von einem sehr anstrengenden und sehr lohnenden Ausfluge nach Afrasiab in unser Samarkander „Hotel" zurück. Afrasiab ist die Stätte von Marakanda, der alten Hauptstadt Sogdianas, die von Cyrus erobert wurde, die Alexander mit seiner späteren Gattin Roxane und das Leichenbegängnis des erschlagenen Klitus in ihren Mauern sah. Es wäre zu viel gesagt, wenn man von „Ruinen" sprechen wollte, denn Afrasiab ist nichts weiter mehr, als ein mächtiges Stück öden Landes, von formlosen, fast zu Erde gewordenen Massen Schuttes bedeckt. Zwar kann man noch auf weite Strecken den Lauf der einstigen Ringmauer verfolgen; man sieht zahlreiche alte, jetzt trocken liegende Wasserbecken von verschiedener Gestalt, tief unter die Sohle des Erdbodens eingesenkt, über die ganze Stätte verstreut daliegen; mächtig steigt der Berg der einstigen Citadelle in zwei Etagen hoch über das Niveau der übrigen Schuttfläche empor, und auch die alten Zufahrten, die vom Grunde des Sarefschan-Thales auf das ringsum steil abstürzende Plateau der Stadt hinaufführen, sind noch deutlich zu erkennen — aber das Material, mit dem hierzulande heute so gut, wie vor Jahrtausenden gebaut wird, ist doch viel zu vergänglich, als daß wirkliche Gebäudereste eine solange Zeit hätten überdauern können. Man baute und baut aus Lehm. Gewaltige Lehmwälle, deren Dicke zwischen 4 und 10 Meter beträgt, bei entsprechender Höhe, bilden die Befestigungen von Geok-Tepe; ebenso sieht Konschut-Chan-Kalah bei Merw aus, das von den Turkmenen erst gegen die letzte

russische Invasion (1881) erbaut wurde. Kunstvoller errichtet, aber aus demselben Material bestehend, sind auch die mächtigen zinnengekrönten Mauern der Stadt und Burg Buchara, und nicht anders werden die Wälle von Marakanda ausgesehen haben, als Alexander die Stadt nahm.

Die Eingeborenen nennen den Platz heute Afrasiab und halten ihn für die einstige Residenz des dämonenerzeugten Schahs von Turan, der in Firdusis Königsbuch diesen Namen trägt und als das finstere Gegenbild zu den lichten Heldengestalten der Iranier erscheint. Zu Timurs Zeit (im Anfang des 15. Jahrhunderts) entstand an der Südwestseite der alten Stadt eine merkwürdige, den Abhang des Hügels treppenförmig hinaufgebaute Straße von Prachtgebäuden. Es ist eine Gruppe von Mausoleen, größtenteils dem Geschlecht der Timuriden angehörig, wundervoll in bunter Fayencetechnik und leuchtender Glasflußarbeit überzogene Kuppelbauten, Portale und Arkaden. Das Ganze heißt Schach-Sindah und bildet noch heute einen hochverehrten muhammedanischen Betplatz; leider ist die Farbenpracht der Glasuren durch die Jahrhunderte stark beschädigt. Reparaturen sind bei der ganzen Art dieser Technik so gut wie unmöglich; man muß sich damit begnügen, die entstandenen Lücken und Löcher mit Gips zu verschmieren, um das weitere Nachbröckeln zu verhindern.

Trotz des starken Sonnenbrandes ließen wir es uns nicht verdrießen, beinahe den ganzen Umfang des alten Walles von Marakanda abzuschreiten; es mögen gut 5 Kilometer sein. 40° Celsius, blendende Strahlung und unendliche Staubmassen; dazu eine Menge halbverhungerter, herrenloser Hunde und Schwärme von Aasgeiern, denn ein Teil von Afrasiab wird heute als Friedhof und als Ort zum Hinwerfen gefallener Tiere benutzt — das waren so einige begleitende Nebenumstände bei unserem Ausflug. Den Wagen hatten wir bald verlassen müssen, da das Terrain zu uneben war. Stumpfsinnig hielt der eingeborene Kutscher in dem zolltiefen Staube des Weges unter dem einzigen schattenspendenden Baum, der weit und breit zu sehen war. Wahrscheinlich dachte er, wir suchten nach Schätzen; nach der Forderung zu schließen, die er bei der Rückkehr ins Gasthaus erhob, mußte er wohl annehmen, daß wir viel gefunden hätten.

Die Russen haben Samarkand nicht zur Hauptstadt ihrer Kolonie Turkestan gemacht, obwohl es dazu viel geeigneter wäre, als das weit nach Norden schon am Rande der Kirgisensteppe gelegene Taschkent. Samarkand liegt in der Mitte zwischen Buchara, dem Brennpunkt der Bevölkerung und Kultur auf dem ganzen rechten Oxusufer,

und der reichen, stark bevölkerten Landschaft Ferghana, die jetzt ohne Zweifel das wertvollste Stück Land am ganzen Stromlauf des Syr-Darja oder Jaxartes ist. Taschkent hat auch im Volksbewußtsein nichts von der großen Tradition Samarkands, wo der Koktasch (grüner Stein) in der russischen Citadelle verwahrt liegt, der Thron Timurs, in Gestalt eines großen graugrünen Marmorblocks. Auf ihn ließ Timur seidene Polster legen und stieg dann über den Rücken gefangener Fürsten auf seinen Sitz; seit jenen Tagen gilt der Stein im Volksglauben als ein Unterpfand und Sinnbild der Herrschaft über die Völker Asiens.

Hier in Marakanda-Samarkand tritt dem Reisenden, der Turkestan besucht, zum ersten Male die ganze welthistorisch-ökonomische Bedeutung der Wiedereroberung des uralten vorderasiatischen Kulturgebiets durch die moderne abendländische Zivilisation entgegen. Rußland, erst seit zwei Jahrhunderten ein Glied des europäischen Staatensystems und in nicht wenigen Dingen selbst noch ein Schüler Europas, ruft in jenen Oxusgebieten, die Ackerbau und Städte, Künste und Wissenschaften besaßen, als die Länder zwischen dem Ural und dem Golf von Biscaya noch in der rohen Steinzeit steckten, die seit einem Jahrtausend erloschene Kultur wieder ins Leben! Der Zauber, der das zu Wege bringt, ist im Grunde nichts Anderes, als daß den Menschen hier jetzt geschenkt wird, was sie früher besessen, aber in den letzten tausend Jahren eben nicht mehr gehabt haben: Sicherheit für Leben und Eigentum! Was sonst geschieht — Ackerbau- und Industrieschulen, Kontrollstationen für die Seidenzucht, Vorschüsse an Geld und Sämereien für die Eingeborenen, kann doch alles erst auf dieser für uns so selbstverständlichen, hier aber ein bis zur russischen Occupation nur von Hörensagen gekanntes Glück ausmachenden Grundlage seine fördernde Wirksamkeit entfalten.

Übrigens ist diese Blüte Turkestans den Russen selbst fast ein wenig über Nacht und überraschend gekommen. Bis vor wenigen Jahren endete die einstig transkaspische, jetzt mittelasiatische Eisenbahn in Samarkand, und man war schwankend, ob es ratsam sei, den Schienenstrang noch weiter ins Innere des Kontinents vorzutreiben. Eine bedeutsame Erwägung gab schließlich den Ausschlag: Von der Zeit des ersten genialen Generalgouverneurs von Turkestan her, Kauffmann, hatte das russische Gouvernement Sorgfalt und beträchtliche Kosten auf die Hebung der einheimischen Baumwollkultur verwendet. Die Sache schlug in ungeahnter Weise ein; die Provinz Samarkand, namentlich

Mausoleum Timurs in Samarkand.

aber Ferghana, erwiesen sich als fähig, so große Mengen zu liefern, daß man ernsthaft daran denken konnte, einen erheblichen Teil der russischen Textilindustrie auf die mittelasiatische Baumwolle zu basieren. Bis 1893 stieg der Betrag der Ernte in Turkestan auf mehr als 3 Millionen Pud (über 50000 Tonnen), d. h. über 1/4 des russischen Bedarfs. Von da ab trat für eine Weile ein Stillstand im Anwachsen der Produktion ein und zwar aus dem Grunde, weil die Eingeborenen es für unvorteilhaft hielten, um der Baumwollenkultur willen den Anbau von Weizen, Reis, Mais und Sorghum aufzugeben. In der That produzierten sie ihren Bedarf an Brotgetreide und Viehfutter bei sich selber billiger, als wenn sie es bei den damaligen Transportverhältnissen aus Rußland hätten kaufen müssen. Als Ausweg aus dieser Schwierigkeit bot sich zunächst die Neubewässerung großer bisher wüst liegender, aber der Irrigation zugänglicher Ländereien dar. Außerdem wurde die bisher „transkaspische" Militärbahn bis Andischan in Ostferghana verlängert und dem Verkehrs- (das will auch in Rußland sagen: dem Finanz-)Ministerium unterstellt; dazu die Erbauung einer großen Verbindungslinie zwischen Samarkand und dem russisch-westsibirischen Netz beschlossen. Als Anfang dazu ist kürzlich ein Stück von Taschkent ziemlich senkrecht auf die Bahn Samarkand—Andischan fertiggestellt worden und nächstens sollen die Arbeiten in der Richtung von Orenburg im Süd-Uralgebiet auf Taschkent beginnen. Die Linie Taschkent—Omsk bleibt der Zukunft vorbehalten. Gleichzeitig geht man jetzt endlich nach jahrelanger Vorbereitung der Bewässerungsfrage energisch zu Leibe. Nicht weniger als eine halbe Million Hektar sind als Gewinn an Kulturland für den Zeitpunkt in Aussicht genommen, wo alle diejenigen Projekte verwirklicht sind, die sich im Bereich des rentablerweise Möglichen halten.

Hier in Turkestan sollten alle unsere heimatlichen Skeptiker und Philister, alle diejenigen, denen die Wiedergeburt des Orients durch die Europäer noch ein leerer Schall oder eine zweifelhafte, problematische Sache ist, einmal ihre Augen aufthun und sehen, *was für Güter* eine energische Nation, der ein Stück dieser alten Länder als Erbe und wohlverdienter Lohn für ein langes und opfervolles Ringen zugefallen ist, jetzt schon aus diesem ihren Besitze zu ziehen anfängt und in einer sicheren Zukunft vollends noch ziehen wird! Wenn ich erst noch weiter ins Land hineinkomme, nach Ferghana und Taschkent, wo die Hauptmasse der Plantagen liegt und alles statistisch-ökonomische Material der Verwaltung der turkestanischen Generalgouvernements

einzusehen ist, so werde ich voraussichtlich in der Lage sein, auch mit Einzelangaben und Belegen zu dienen — nach Allem aber, was ich schon hier erfahre und erfahren habe, jetzt wiederum und bereits bei meiner ersten Anwesenheit vor drei Jahren, ist der Zeitpunkt abzusehen, wo Rußland für den Hauptbedarf seiner Industrie, Rohbaumwolle, vom Auslande unabhängig und seinen ganzen Bedarf daran in Turkestan erzeugen wird. Aber nicht nur das, sondern auch für das zweite Hauptstück der asiatischen Besitzungen Rußlands, Sibirien, wird aller Wahrscheinlichkeit nach ein früher nie vermuteter wirtschaftlicher Aufschwung auf indirektem Wege durch das Aufkommen der turanischen Baumwollkultur im Großen vermittelt werden. Westsibirien namentlich besitzt große, zum Getreidebau für den Export wohl geeignete Flächen, die zusammen dem doppelten Areal Deutschlands mindestens gleichkommen, aber die immense Entfernung des Landes vom Meere läßt es selbst bei den billigsten Tarifen doch kaum denkbar erscheinen, daß von den Ufern des Ob und Irtysch in normalen Zeiten je eine Waggonladung Weizen auf den Markt in Königsberg oder Glasgow käme. Die Taschkent—Orenburgbahn aber kann den ganzen Kornüberschuß Sibiriens diesseits des Baikal in die Plantagendistrikte Turkestans ableiten und es auf diese Weise ermöglichen, daß hier im Wachtumsgebiet der kostbaren subtropischen Nutzpflanzen (es handelt sich keineswegs nur um Baumwolle) womöglich kein Hektar an den Körnerbau, den auch die kälteren Regionen des Nordens noch ermöglichen, verloren geht.

Diese Beobachtung, daß die Wiedergewinnung der warmen Länder des alten Kulturgebiets in Vorderasien diejenigen europäischen Völker, die sich einen Anteil daran zu sichern verstehen, in weitgehendem Maße von der wirtschaftlichen Tributleistung an die Neue Welt und von der transozeanischen Einfuhr überhaupt emanzipieren wird, die gilt für Syrien, Kleinasien, Mesopotamien, Babylonien und manche Striche Persiens ebensogut wie für Turkestan. Merks Deutscher und — sieh zu, daß du nicht um das Deine kommst!

Namangan in Ferghana, den 3. September.

Diesmal muß ich leider zunächst einige geographische Angaben machen! Wirtschaftliche und politische Probleme, zumal, wenn es sich um fremde Landstriche handelt, haben die unangenehme Eigentümlichkeit, daß sie sich ohne Eingehen auf geographische Details meist nicht erörtern lassen, und das kollidiert empfindlich mit der auch bei unseren Gebildeten immer noch weit verbreiteten Meinung, man könne Politiker sein und sich vom Studium verschiedener Atlanten, Länderkunde und ähnlichen Dingen dispensieren.

Ferghana ist ein elliptisches, rings von Hochgebirgen umschlossenes Thal mit fast horizontaler Bodenfläche. Die Seehöhe beträgt etwas über 400 Meter; die Längsachse, von dem engen Westausgange bei Chodschent an ostwärts gerechnet, mißt gegen 300, der größte Querdurchmesser von Norden nach Süden 100 Kilometer.

Am Nordrande dieses Ovals, ganz in der Nähe von Namangan, vereinigen sich die beiden starken Ströme Naryn und Kara-Darja zum Syr-Darja. Dieses Stromsystem liefert das Wasser für den ganzen nördlichen Teil des Landes, während der Südrand des Beckens von einer überaus großen Zahl senkrecht in süd-nördlicher Richtung von dem hohen Alai-Gebirge herabströmender Flüsse und Flüßchen bewässert wird. Diese letzteren würden sich sämtlich mit dem Syr-Darja vereinigen, wenn sie nicht bereits ein erhebliches Stück vorher vollständig durch die Bewässerung der Felder aufgezehrt würden. Auf diese Weise bleibt zwischen dem Syr-Darja und der südlichen Anbauzone ein breiter Streifen unbewässerten, teils steppen-, teils wüstenartigen Landes übrig, aber hier wächst nur aus dem Grunde nichts, weil das Wasser und der von diesem mitgeführte fruchtbare Schlamm nicht hingelangen. Man kann annehmen, daß die Gesamtfläche des Kulturlandes kaum an die des bis jetzt wasserlosen, aber im Falle der Bewässerung durchaus anbaufähigen Bodens heranreicht. Ganz Ferghana hat $1^1/_2$ Millionen Einwohner; würde aber mehr Land bewässert, so könnte es gut die doppelte Menge ernähren.

Die Hauptzentren der Baumwollenkultur liegen in der Osthälfte; es sind die drei Städte Margelan, Andischan und Namangan, namentlich die beiden letzteren. Bei Margelan ist die russische Hauptstadt von ganz Ferghana angelegt worden (Neu-Margelan); die alte Kapitale ist Kokand, weiter nach Westen zu gelegen, und bis 1875 Mittelpunkt eines selbständigen Chanates.

Für Ferghana besitze ich eine Empfehlung des russischen Finanzministeriums an den Gouverneur selbst. Wie alle höheren Verwaltungsbeamten im turkestanschen Generalgouvernement ist er ein Militär — General — ebenso sein Vertreter, der uns in Abwesenheit des verreisten Chefs empfing. Ich fragte ihn, ob sich die Ernteaussichten für die Baumwolle in Ferghana auf dieses Jahr schon schätzen ließen, und er bestätigte mir, was ich bereits überall im Lande gehört hatte, daß ein Ertrag erwartet werde, der alles bisher Dagewesene voraussichtlich übersteigen würde: Es können dieses Jahr in Ferghana allein bis fünf Millionen Pud werden!" (Also mehr, als vor sechs Jahren ganz Turkestan erzeugte.) „Wie weit hat bisher das Bestreben Erfolg gehabt, den Anbau von Nahrungskorn bei den Eingeborenen durch Baumwollenpflanzungen zu ersetzen?" „Nur teilweise den gewünschten. Die zu erwartende große Ernte dieses Jahres ist überwiegend durch günstige Witterungsverhältnisse bedingt; erst wenn die Bahnverbindung nach Norden mit dem ostrussischen Getreiderayon hergestellt ist, wird voraussichtlich ein schnelleres Tempo in den Wechsel der Kulturen bei den Einheimischen kommen." „Kann man nicht z. B. durch einen direkten Druck von seiten der Verwaltung die Sache beschleunigen", fragte ich mein Gegenüber, einen noch recht jungen Generalstabsobersten. Die Antwort, die ich bekam, war ein lehrreiches Stück Illustration der russischen Politik in Asien: „Wo denken Sie hin — wie kann man denn die Leute vergewaltigen! Der Übergang muß von selbst kommen, und er wird am allersichersten kommen, wenn man die Sarten (so heißen die Eingeborenen im russischen Turkestan) ruhig und freiwillig zu der Einsicht kommen läßt, daß sie mehr verdienen, wenn sie russischen Weizen kaufen, als wenn sie das kostbare Baumwollenland mit Körnerfrucht für ihren Hausbedarf bestellen." Diese letztere Bemerkung bezog sich zumeist auf die zukünftige Wirkung der projektierten Bahn Taschkent—Orenburg.

So klug und vorsichtig behandelt also Rußland hier in Zentralasien seine muhammedanischen Unterthanen! Mir wurde jetzt glaublicher, was ich mir kurz vorher von anderer Seite hatte erzählen lassen: daß vor Gericht und überhaupt in allen öffentlichen Angelegenheiten die Sarten geflissentlich und bei Gelegenheit selbst Russen gegenüber begünstigt würden — um des Eindrucks willen, den dergl. in den muhammedanischen Nachbarstaaten machen muß, Persien und namentlich Afghanistan. Ein liebenswürdiger und lehrreicher Vortrag über die Bodengestaltung, das Kanalsystem und die Erträge von Ferghana machte mir die Unterhaltung bis zu Ende wertvoll.

Abends spät bei Mondschein wurde auf einem sog. Tarantaß (Korbwagen auf federnden Stangen) von Margelan hierher aufgebrochen. Die Entfernung beträgt etwa 70 Kilometer; man durchquert genau in der Richtung Süd-Nord fast das ganze Ferghanathal. Der großen Tageshitze wegen fuhren wir durch die Nacht und waren mit einer mehrstündigen Futterpause für die Pferde im ganzen 14 Stunden unterwegs. Bis zu dem Rastplatz (Sartendorf Jas-auan) ging die Fahrt durch gartenmäßig angebautes Land, Städte und Dörfer; ununterbrochen war die Straße zu beiden Seiten von Baumreihen und den langen grauen Lehmmauern begleitet, mit denen hier die Felder eingefriedigt werden.

Darnach begann das große zentrale Ödland. Die frischen Wasseradern aus dem südlichen Gebirge waren bis zum letzten Tropfen aufgezehrt, und streckenweise nahm der staubtrockene Boden ganz den Charakter der echten Sandwüste an. Mitten darin stießen wir plötzlich auf einen breiten Sumpf, der dadurch entsteht, daß der Sarychantschai, der große, aus dem Kara-Darja westwärts abgeleitete Hauptkanal von Ferghana, hier endet. Für gewöhnlich wird sein Wasser bis hierher meist aufgebraucht; wenn es aber, wie dieses Jahr, ausnahmsweise viel Wasser giebt, so kann das auf den normalen Stand berechnete Quantum bebauten Ackers nicht alle Feuchtigkeit aufnehmen, und das Wasser bildet einen mächtigen, lagunendurchsetzten Morast. Am Rande dieses Gebietes wohnt an der Stelle wo der „Weg" hineinführt, ein alter Mann, der mit einer „Arba", dem landesüblichen hochräderigen Karren (Raddurchmesser 2 Meter und mehr) den Reisenden durch den Sumpf vorausfährt, um die stets wechselnden, festeren und zum Übergang geeigneten Stellen des Untergrundes zu zeigen. Diesmal war soviel Wasser da, daß wir alle, samt dem Gepäck, auf die Arba hinüberverladen werden mußten. Mitten im Sumpfe stürzte eins der drei Tarantaßpferde in ein tiefes Wasserloch; alle Tiere mußten ausgespannt und der Wagen mit Menschenkraft wieder flottgemacht werden. Jenseits kam wieder die wüstenähnliche Sandsteppe — bis hart an den mächtigen und reißenden Syr-Darja, der hier auf primitiven Fähren überschritten wird.

Es wurde bereits glühend, als Namangan endlich, am frühen Vormittag, erreicht war. Üppige, reiche Vegetation, Reisfelder, Maulbeerbäume, Weingärten, prachtvolle Baumwollkulturen zeigen wieder, was das Wasser hier leisten kann. Aber auch in anderer Beziehung haben wir eine Oase erreicht — ein deutsches Haus und deutsche

Freunde. Der Hausherr ist ein Angestellter des größten russischen Baumwollenhauses, Knoop, das fast in allen Städten Turkestans eigene sehr gut gestellte Agenten für den Baumwolleneinkauf unterhält. Nun geht es ans Studium — auf die Baumwollenfelder, in die Fabriken, an die Kanäle.

Taschkent, den 7. September.

In meinem letzten Briefe aus Ferghana schrieb ich, daß ich noch viel lehrreiche Erfahrungen dort im Lande erwartete. In wie reichem Maße hat sich doch diese Erwartung erfüllt! Ich kann in der gedrängten Kürze, die ich mir auferlegen muß, nur weniges berühren und greife gleich beliebig in die Mitte des Gesehenen und Gehörten hinein.

Am Tage nach unserer Ankunft in Namangan führte uns unser deutscher Gastfreund in Begleitung einiger sartischer Bauern auf ein Baumwollenfeld, das den Leuten gehörte. Wir sahen etwa 2 ha vortrefflich bestandener Kultur vor uns, zwei bis drei Wochen vor der Ernte. „Was kostet ein solches Stück Baumwollenland?" fragte ich. „300 Rubel der Danap", war die Antwort. Eine russische Deßjatine = annähernd 1 ha, hat 6 Danap, folglich ist 1 ha solchen Landes 1800 Rubel oder fast 4000 Mark wert. Wenn man diesen Preis mit dem vergleicht, der vor der russischen Eroberung und der Einführung der amerikanischen Baumwollstaude in Ferghana für bewässertes Land bezahlt wurde, so ergiebt sich, daß der Bodenwert um ein Vielfaches gestiegen ist. Dazu diene als Ergänzung, daß die Bevölkerung sich seit dem Sturz der einheimischen Mißregierung der Chane von Chokand beinahe verdoppelt hat, und man wird erkennen, was allein in rein materieller Beziehung die Eroberung dieser Kolonie durch Rußland bedeutet.

Wir stehen hier in Ferghana übrigens lange nicht auf einem so alten historischen Kulturboden, wie in Samarkand oder am Oxus. Die großen Städte des Landes, Chodschent, Kokand, Margelan u. s. w. sind erst Gründungen des späteren Mittelalters; was vorher in Ferghana gewesen ist, darüber besteht keine Kunde. Wahrscheinlich ist es

ein relativ kulturloses Gebiet gewesen. Alexander ist hierher überhaupt nicht vorgedrungen, obwohl die natürliche Grenze seines Reiches erst am Ostende dieses Thales gegeben war. Wenn in der That, wie arabische Quellen angeben, das ganze Kulturland von Ferghana erst im Mittelalter durch Bewässerung gewonnen worden ist, so würde daraus folgen, daß der Syr-Darja vor der Besiedelung des Thales allermindestens die doppelte, vielleicht die dreifache Masse Wasser in den Aral-See geschüttet haben muß, wie jetzt, denn die Irrigation innerhalb der Grenzen Ferghanas entzieht ihm, teils durch direkte Ableitung aus den beiden großen Quellströmen, teils durch die vollständige Abschneidung sämtlicher Zuflüsse aus dem wasser- und schneereichen Alai-Gebirge, sicher mehr als die Hälfte der Wassermenge, die er sonst durch die Pforte von Chodschent aus Ferghana hinausführen würde. Angesichts dieser Thatsache gewinnt jene alte Nachricht, daß der Syr-Darja früher sich mit dem Oxus vereinigt habe und das Wasser beider Ströme ins Kaspische Meer geflossen sei, eine größere Wahrscheinlichkeit, als sie vielleicht sonst besäße.

Merkwürdig ist, wie zersetzend das Aufhören der eingeborenen muhammedanischen Regierung auf den Bestand der alten, durch den Koran und das Herkommen geheiligten Welt- und Lebensanschauung der Sarten zu wirken anfängt. Der Stock, den die Büttel des Chans von Kokand über alle diejenigen schwangen, die sich in irgend etwas von der starren Gewohnheit der Jahrhunderte emanzipieren wollten, ist verschwunden; ob einer die Feiertage halten will oder nicht, ob er Landbesitz oder bares Kapital zu erwerben vorzieht, ob er Handwerker, Händler, Großkaufmann, Ackersmann oder sonst etwas werden will, ob er sein Privatleben nach dem Religionsgesetz einrichtet oder nicht — das alles steht jetzt in seinem Belieben, und wenn er den Freigeist spielen mag, so verwehrt es ihm niemand. Eine Praxis, durch welche die russische Regierung wenigstens indirekt diese Entwickelung befördert, ist die nach Möglichkeit durchgeführte Beschränkung und Verminderung der Zahl der Madrasseen (theologische Gelehrtenschulen). „Je weniger Mollahs, desto besser; die Kerls thun nichts, als den Fanatismus der Menge wach erhalten und sich auf Kosten der wirklich Arbeitenden dickfüttern zu lassen" — so äußerte sich ein Kreisdirektor, mit dem ich in Namangan Gelegenheit hatte, zu sprechen.

Gegenwärtig beschäftigt ein großes Problem die Verwaltung von Ferghana, ja von ganz Turkestan — die Frage: was soll aus dem Syr-Darja werden? Soll man sein Wasser innerhalb des Thalkessels

von Ferghana oder außerhalb gen Westen, jenseits der schmalen Thalpforte von Chodschent, d. h. in der Hungersteppe, zur Verwendung bringen? Die Wasserführung des Syr-Darja an der Brücke von Chodschent beträgt in der trockenen Jahreszeit 600 cbm, das sind 600000 Liter in der Sekunde. Nach den Erfahrungen, die man in Turkestan und andern Ländern von ähnlichen klimatischen Verhältnissen gemacht hat, bedarf es zur Bewässerung eines Hektars Baumwolle- oder Getreide-Kultur (ausgenommen Reis) eines ständigen Zuflusses von 1 Liter pro Sekunde. Folglich reicht das Mindestwasser des Syr-Darja zur dauernden Bewässerung von rund 600000 ha aus. Sorgfältige Nivellierungsarbeiten haben nunmehr das Ergebnis gehabt, daß es unvorteilhaft wäre, diese ganze Bodenmasse innerhalb des Thalbeckens von Ferghana zu bewässern. Vielmehr erscheint es ratsam, gleich unterhalb Chodschent einen großen Kanal in ziemlich grader Richtung 100 km westwärts durch den südlichen Teil der sogenannten Hungersteppe zu führen. Auf diese Weise entsteht ein großes Dreieck zwischen dem Syr-Darja, dem projektierten Kanal und dem Ostrande des „roten Sandes“, der Wüste Kisil-Kum. Von der Sohle des Kanals nach Norden bis zum Syr-Darja hat die Steppe einen ununterbrochenen Fall von durchschnittlich $^1/_{3000}$. Folglich ist es möglich, durch ein Kanalnetz, dessen Wirksamkeit im Verhältnis zu der Enge seiner Maschen stände, den ganzen, von Natur höchst fruchtbaren und nur an Wassermangel leidenden Boden in eine einzige Fläche von Baumwoll- und Weizenfeldern zu verwandeln. $^1/_2$ Million Hektar Baumwollenland würde bei Ertragsverhältnissen, wie sie sonst in Turkestan bestehen, hinreichen, um nicht nur den Bedarf Rußlands allein, sondern dazu noch den von ganz Mitteleuropa zu decken.

Natürlich ist kein einsichtiger Mensch in Turkestan der Meinung, als sei ein solches Resultat in 10 oder auch selbst in 20 Jahren erreichbar; es genügt aber, daß es menschlicher Voraussicht nach überhaupt, d. h. in absehbarer Zeit und mit absehbaren Mitteln zu erreichen ist. Nach den bisher gemachten Anschlägen würden die Kosten im Durchschnitt — abgesehen von Verzinsung und Amortisation — pro Hektar 100 Mark betragen. Aber selbst, wenn sie unvorhergesehenerweise auf das Doppelte steigen sollten, so würde nach den örtlichen Verhältnissen immer noch eine gute Rentabilität außer Frage stehen. Gerade in diesem Jahre, kurz vor unserer Ankunft, sollen die Arbeiten zur Erbauung des sogenannten Kopfstücks des großen Kanals bei Chodschent begonnen haben. Da mit der Zeit fast der ganze

Syr-Darja hineingeleitet werden wird, so müssen sich in Zukunft natürlich für den Unterlauf des Stromes die schwerwiegendsten Veränderungen ergeben: Der Syr würde in den Sommermonaten zu einem winzigen Flüßchen werden und außer zur Hochwasserzeit wahrscheinlich gar nicht mehr den Aral-See erreichen; der Seespiegel würde zurücktreten und das ganze, große, jetzt überwiegend versumpfte Deltagebiet des Amu-Darja würde daher seine volle, natürliche Schwemmland-Fruchtbarkeit offenbaren. Dasselbe würde auch mit dem großen Sumpfgebiet um Perowsk am Unterlauf des Syr-Darja der Fall sein. Hier wie dort wäre das gewonnene Land voraussichtlich für Reis- oder Baumwollenkultur gleich geeignet, und nach Hektar berechnet würde sich dieser indirekte Landgewinn nicht kleiner stellen, als der direkt in der Hungersteppe durch die Irrigationsarbeiten erzielte.

Soviel von der Bewässerung. Gegenwärtig ist in Taschkent eine land- und hauswirtschaftliche Ausstellung. Für das Gros der Besucher sind fünfzehnpfündige Weintrauben, Melonen von 20 kg Gewicht, Riesenstauden von Mais und Sorghum, eingeborene Seidensticker bei der Arbeit, ein Militärorchester, Damentoiletten und dergleichen die Hauptanziehungspunkte; in den Zimmern, wo die Pläne und Tabellen für Wasserbauten, Aufforstungen und Bodenrentabilität ausliegen, ist es merkwürdig leer; an sich schade, mir um so lieber. Es ist bezeichnend für die geringe Gründlichkeit, mit der sich die gebildete russische Bevölkerung der Kolonie über solche Lebensfragen, wie die Bewässerungsangelegenheit, informiert, daß die wichtigsten Publikationen hierüber in Taschkent nicht einmal zu kaufen sind. Sie sind in Petersburg erschienen und müssen von dorther jedesmal verschrieben werden, wenn jemand etwas braucht. Unter diesen Umständen war ich den freundlichen Beamten von Herzen dankbar, die mir das notwendigste Material leih- oder selbst geschenkweise aus ihrem eigenen Besitztum zur Verfügung stellten. Der erste und größte Buchladen von Taschkent ist vollgestopft mit Quasi-Darwinistischer Naturwissenschaft, Maupassant und Modejournalen in Original und Übersetzung, aber das grundlegende Werk des Ingenieurs Petrow über die Bewässerung in Turkestan war nicht einmal dem Namen nach bekannt. Nur die höchsten Beamten und einige Spitzen des industriellen Unternehmertums, dazu eine geringe Zahl aufgeklärter Männer aus den mittleren Schichten der Gesellschaft, sind wirklich kenntnisreich und interessant. Alles übrige lebt für den Kommiß und den Flirt, Militär wie Civil. Es ist keine Übertreibung, wenn man die gesellschaftlichen Zustände in den so-

genannten besseren Schichten, namentlich in den hier vollständig dominierenden Beamten- und Offizierskreisen, als unnennbar bezeichnet; die formale Aufrechterhaltung der Ehe erscheint nach dem, was hier allgemein erzählt wird und bekannt ist, in zahlreichen Fällen als eine überflüssige Ziererei von beiden Seiten, die niemand ernst nimmt.


Sartische Frauen.

Es ist die alte Geschichte. Kolonien korrumpieren die Moral und wenn die Moral, namentlich die eheliche, ohnehin eine so freie ist, wie in Rußland, so entstehen eben Zustände, wie hier in Turkestan, daß in manchen Städten eine wirklich anständige Frau schlechterdings keine geselligen Zusammenkünfte mehr besuchen mag.

Merw, den 10. September.

Merw — es ist also in der That so gekommen, wie es seit Petersburg schon mit ziemlicher Bestimmtheit vorauszusehen war; nicht vorwärts in die Kirgisensteppe, nach Sibirien und China, sondern zurück nach Westen, ins vordere Asien! Turkestan ist das am weitesten ins Innere des Kontinents vorgeschobene Stück dieser Ländermasse, aber es hat noch zum Achämeniden = wie zum Alexanderreich gehört und gerade aus den Ländern am Oxus und Polytimetus (Sarefschan) stammt die alte iranische Kultur. Erst jenseits des Jaxartes, etwa von der Gegend um Taschkent an, ist man wirklich im ursprünglichen Barbarenlande.

In Taschkent erfuhren wir von autoritativer Seite, das ganze Gebiet Semirjetschensk, durch das die Steppenstraße nach Omsk in Westsibirien führt, sei in Kriegszustand erklärt, und die Fahrt nach Norden jetzt, wo die Regierungspostpferde bis aufs Äußerste dienstlich in Anspruch genommen sind, für einen Privatmann ein Unternehmen, dessen Dauer möglicherweise nach Monaten bemessen werden müßte

— sind doch bis Omsk gegen 2000 km im Wagen zurückzulegen. Dazu kam die Mitteilung von der kaiserlichen geographischen Gesellschaft in Petersburg, daß jedenfalls der Amur, wahrscheinlich aber auch die Eisenbahn jenseits Irkutsk für gewöhnliche Reisende gesperrt sein würde.

Für den Fall, daß in Taschkent die Umkehr sich als notwendig herausstellen würde, hieß die Parole von vornherein: Zurück nach dem Kaukasus, von dort nach dem westlichen Persien und an irgend



Turkmenen.

einer Stelle über die iranisch-türkischen Grenzgebiete hinüber in die Länder am Euphrat und Tigris.

Urmia, Mossul, Ninive, Diarbekir, Urfa, Syrien, Bagdad, Babylon, Rußlands und unser zukünftiges Machtgebiet und Erbe in Vorderasien, sollten alsdann von uns aufgesucht werden. So ist es denn gekommen; wir steuerten wieder Tiflis zu, um von dort aus zunächst die Expedition nach dem persischen Aserbeidschan anzutreten.

Gestern Nacht waren wir bei Mondschein in den Ruinen des alten Merw, und heute früh haben wir sie abermals durchstreift, im

brennenden Sonnenschein eines turanischen Vormittags. An dieser Stelle wird Rußland noch zu zeigen haben, was es in Asien vermag. Merw, die große Oase am untern Murghab, ist Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang in materieller, wie in geistiger Beziehung ein Kulturzentrum ersten Ranges gewesen, das Herz von ganz Nordost-Iran, weithin in aller Welt berühmt wegen seines Glanzes, seiner Menschenfülle, seiner Macht und Pracht. Seit hundert Jahren nehmen schweifende Turkmenenhorden dieses Stück Erde ein, und nichts als ein 100 qkm großes Trümmer- und Ruinenfeld legt Zeugnis davon ab, was hier einst war. Noch führt der Murghab soviel Wasser, wie zu den Zeiten Zarathustras, Alexanders und Timurs; noch lagert er denselben fruchtbaren Lehmschlamm auf jeden Quadratmeter Wüsten- und Steppenboden ab, wo ein Kanal oder eine Rinne seine gelbe Flut hinführt. In der Oase von Merw kann soviel Baumwolle wachsen, wie der ganze große Industriebezirk von Moskau zu verarbeiten nur imstande ist, soviel Reis, daß sich ganz Chorassan davon nähren kann, die Brust Irans, wie die Perser es nennen.

Die Eisenbahn der Russen schneidet die endlosen Trümmermassen von Alt-Merw mitten durch und im grellen Licht des Vollmondes dehnten sich die langen Mauerlinien mit ihren Gräben und Bastionen, ihren halbzusammengestürzten Thoren und runden Türmen lang neben dem Bahndamm hin, während der Zug der Station zufuhr, die um des kaiserlichen Gutes Bairam-Ali willen am Rande des Ruinengebietes erbaut ist. Nichts konnte mehr locken, als eine Wanderung in diesem unglaublichen Mondlicht durch die Ruinen. Wir gingen tief hinein, ganz und gar dem machtvollen Eindrucke hingegeben. Der am besten erhaltene Mauerring umschloß vor hundert Jahren die damals von den Bucharen zerstörte Perserstadt Merw — nur eine kleine und schwache Nachblüte des alten Antiochia Margiana der Seleuciden und des Muru des Avesta. Rußland ist der Erbe Persiens geworden, vorläufig hier — aber in Kürze wahrscheinlich in ganz Chorassan; denn durch diese Provinz wird aller Voraussicht nach die Verbindungsbahn zwischen der großen mittelasiatischen Linie vom Kaspi über Buchara nach Taschkent—Orenburg und dem zukünftigen Hafenplatz Rußlands am indischen Ocean führen. Schon jetzt geht ein 300 km langer Schienenstrang von Merw südwärts bis zum Posten Kuschk, hart an der afghanischen Grenze, und in Kuschk ist das gesamte, liegende und rollende Material für die Weiterführung der Bahn auf Herat bis auf den letzten Schwellennagel bereitgestellt. Aber schwerlich

wird diese rein offensive, gegen England—Afghanistan gerichtete Zweigbahn jemals noch über Herat hinaus direkt nach Süden verlängert werden; sie soll vielmehr, wenn Afghanistan dereinst russisches Interessengebiet ist, auf Kabul oder Kandahar fortgebaut werden. Die Linie zum südlichen Weltmeer muß durch das wichtige und hoch entwickelungsfähige Chorassan führen und entweder Bender-Abbas am Eingang in den persischen Golf oder die Bucht von Tschaubar, nur wenig westlich von der Grenze des britischen Beludschistan, erreichen. Für Deutschland wäre dieses letztere relativ gleichgültig, das erste dagegen nur schwer zu ertragen, da uns die natürliche Verlängerung unserer Bagdadlinie über See peinlich unterbunden werden könnte, sobald die Ausfahrt aus dem Golf in den Händen einer fremden, starken Macht ist. Deutschland interessiert am Besitz des Schlüssels zum persischen Meerbusen! Sind das denn wirklich keine Mondscheinphantasien hier auf dem Schutt der alten Stadt Zarathustras? Wie wenig Jahre sind es doch her, daß unsere Geschicke als Nation diese gewaltige Wendung genommen haben, daß es unsere Lebensinteressen berührt, wer auf einem Küsteneiland des indischen Weltmeers seine Batterieen baut!

Gerne würden wir von Merw aus südwärts auf der Murghablinie einen Ausflug nach Afghanistan machen, aber ein striktes Verbot der russischen Regierung verwehrt es jedem Ausländer, die südliche Bahn zu befahren und die afghanische Grenze zu überschreiten. Selbst von sonst vortrefflich unterrichteten Männern ist es schwer, Zuverlässiges über die Verhältnisse dort im Reiche des Emirs zu erfahren. Ich teile unter Vorbehalt die Auskunft mit, die ich von jemanden erhielt, der es wissen konnte: Daß die Vornehmen und überhaupt die regierenden Klassen antirussich, d. h. den englischen Interessen dienstbar seien, die Masse des Volkes aber im Hinblick auf die Lage der muhammedanisch-turanischen Unterthanen des Zaren eher russenfreundlich. Wichtig für die Eventualität eines Konfliktes zwischen Rußland und England-Afghanistan ist es, daß die Stadt und das Gebiet von Herat seit lange nur in einem losen und schwankenden Zusammenhange mit dem übrigen Machtgebiet des Emirs von Kabul stehen. Herat ist öfters, auch noch in diesem Jahrhundert, persisch gewesen; Kabul und Kandahar immer kernafghanisch. Für eine russische Occupation sind das günstige Auspicien.

Merkwürdig, wie ungesundes Wasser der Murghab hat. Längs seinem ganzen Laufe herrscht die Pendinka epidemisch, eine Krankheit,

die genau der berüchtigten Aleppobeule entspricht. Oben an der afghanischen Grenze müssen die Wasserverhältnisse ganz schlimm sein. Die kaukasische Schützenbrigade, die im vorigen Winter „probeweise" dorthin transportiert worden war, hat, wie man hier sagt, nur deshalb bereits wieder nach Tiflis zurückverlegt werden müssen, weil die Truppen zu sehr unter der üblen Beschaffenheit des Wassers litten.

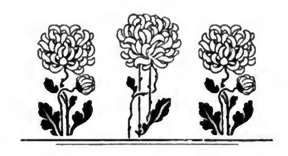
Ich kann den Eindruck dieser turanischen Mondnächte nicht loswerden. Vorgestern Abend nach Sonnenuntergang trat der Zug aus dem Fruchtlande am Amu Darja in die furchtbare Sandwüste Karakum ein. Der Vollmond leuchtete so intensiv über die gleich erstarrten Meereswogen endlos sich hinziehenden Dünenkämme hin, daß man bequem mittlere Schrift lesen konnte, während der Zug in Bewegung war. Alles scheinbar zum Greifen nahe, und doch nichts trügerischer, als die Entfernungen in dem toten, weißen Lichte mit den schwarzen, scharfgerissenen Schattenlinien!

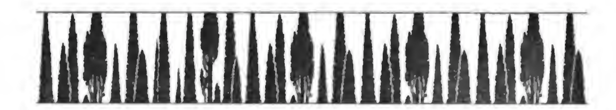
Ich freue mich auf die Nacht, wo diese Strahlen auf der dunklen Fläche des Kaspi tanzen werden!

Leider hat uns die sublime russische Staatsweisheit nicht nach Buchara hineingelassen. Ich selber kenne die Stadt schon von früher her, aber meine beiden Reisekameraden hätte ich den Basar, den interessantesten in ganz Vorderasien, gerne gezeigt. Wir waren persönlich beim russischen Residenten in Neu-Buchara, das eine Stunde Wagenfahrt von der Hauptstadt des Emirats entfernt ist, und baten um die Erlaubnis, meinethalben unter Polizeieskorte, zwei Stunden den Basar besehen und einige Teppiche kaufen zu dürfen. Se. Excellenz, der „Kaiserlich russische Wirkliche Staatsrat" rückten minutenlang in höchster Verzweiflung auf ihrem Sammetsessel hin und her, aber schließlich resumierten sie sich doch dahin, die Verantwortung gegenüber dem Kriegsminister sei zu groß, wirklich und wahrhaftig zu groß, für das Emirat bedürfe es durchaus einer speziellen Erlaubnis! Man denke sich einen hohen Beamten vom Range eines Generals, auf einen wichtigen und verantwortlichen Posten in einer Kolonie gestellt, der einigen harmlosen Ausländern nicht gestatten darf, einen Spaziergang über den Basar zu machen, ohne beim Kriegsminister anzufragen. Also auch hier ein herzhaftes Stück Kolonialbureaukratismus, zum Trost für uns Nörgler, die diese Pflanze immer nur bei uns heimisch wähnen!

Im Übrigen war unser armer Resident das Wohlwollen in Person; er schickte nach Alt-Buchara und ließ uns am nächsten Morgen

eine ganze Wagenladung voll der schönsten Teppiche in unser „Hotel d'Europe" in der russischen Stadt, die unmittelbar neben der Eisenbahnstation erwächst, anfahren. Echt russisch — das Reglement über Alles, aber daneben, wenn es gerade so paßt, doch liebenswürdig bis zum Äußersten. So bekamen wir unsere Teppiche, dazu sicher billiger, als wenn wir selbst auf dem Basar gehandelt hätten, und die russische Suzeränität über Buchara war gerettet — was wollten beide Teile noch mehr!





Viertes Kapitel.

Armenier, Nestorianer, Kurden.

Oni, den 23. September.

Oni liegt in Imeretien an der sogenannten „ossetinischen Militärstraße“, die von Alagir am Nordfuße des Kaukasus, unweit Wladikawkas, 250 Kilometer weit über das Gebirge nach Kutais im alten Argorautenlande Kolchis führt. Kolchis heißt heute Imeretien; unter den Ländern der georgischen Zunge und Bevölkerung im Kaukasus ist es das schönste und romantischste, das einzige auch, in dem der berühmte Adel der kaukasischen Frauen in Wuchs und Gesichtszügen meiner Erfahrung nach nicht ganz und gar ins Reich der Mythen gehört.

Daß ich hierher gekommen bin, gehört eigentlich gar nicht ins Reiseprogramm, sondern ist veranlaßt durch irgend eine Unordnung im Gütertransport auf den Bahnlinien, über die unsere Kisten mit allen Wintersachen, Proviant und Waffen für die Expedition durch Aserbeidschan, Kurdistan und Mesopotamien von dem Aufgabeort Petersburg nach Tiflis geleitet werden sollen. Wir kamen aus Turkestan zurück, fanden unsere Sachen noch nicht vor und beschlossen, statt in Tiflis zu warten, lieber einen Ausflug in dies von Europäern fast nie besuchte, aber von allen Landeskundigen hoch gerühmte Stück des Kaukasus zu machen. Und in der That: auf etwas so über alle Beschreibung Erhabenes, Wunderbares, wie es die beiden letzten Tage geboten haben, bin ich in keiner Weise gefaßt gewesen. Wir sind von

Tiflis aus zunächst auf der bekannten und berühmten „grusinischen" Route auf die Nordseite des Gebirges hinübergegangen, aber die soeben zurückgelegte Tour ist noch viel, viel schöner!

Auf der ossetinischen Straße existiert für den größeren Teil der Route keine Fahrpost, sondern man muß von Alagir bis Oni, das schon weit auf der Südseite des Hauptkammes liegt, sich ein Privatfuhrwerk mieten. Ein ganzer Tag verging, bis das Gefährt und der Proviant beschafft waren. Früh am gestrigen Tage, noch vor Sonnenaufgang, fuhren wir in die kühle Morgenluft hinein von unserm „Hotel" ab, dem Laufe des Flusses Ardon, der aus den Bergen hervorkommt, entgegen. Gleich der Anfang des Weges ist wunderbar schön durch die reiche Vegetation an den Wänden des engen Thales, in das man alsbald hineinfährt. Fortgesetzt begegnen uns auf der schmalen, meist in den Fels gehauenen Straße mit Ochsen bespannte Lastkarren: sie bringen Zinkerz aus dem Sasonschen Bergwerk in einer Seitenschlucht des Ardon zur Eisenbahn herab. Eine französische Gesellschaft hat die Gruben gepachtet und seit dem vorigen Jahre in großem Stile in Betrieb gesetzt. Wieder ein Beispiel dafür, daß es in Rußland selbst an Kapital, Energie und Intelligenz mangelt, auch nur die wertvollsten Schätze, die im eigenen Grund und Boden liegen, auszubeuten — aber auch ein Beispiel für die Energie und den Erfolg, durch die es dem gegenwärtigen Finanzminister gelingt, ausländisches Geld heranzuziehen, um wenigstens einen Teil der im Lande schlummernden Reichtümer hervorzulocken und nutzbar zu machen. —

Hin und her in langen Abständen passiert man ein Ossetendorf. Die Osseten sind unter den vielen merkwürdigen Völkersplittern des Kaukasus einer der interessantesten. Sie selbst nennen sich Jron, d. i. Arier, und reden eine dem iranischen Persisch verwandte Sprache; phantasiebegabte Forscher haben in ihnen sogar nahe Verwandte von uns Deutschen entdecken wollen und sie für die Nachkommen der alten, angeblich germanischen Alanen gehalten. Ihre Wohnplätze in den Bergen sind fast alle an einen Berghang gebaut; die Häuser in den Dörfern zu kleinen Gruppen vereinigt, deren jede einen oftmals hohen und stattlichen steinernen Turm als letzte Zuflucht für die Verteidigung besitzt. Diese viereckigen Donjons geben den meisten Siedlungen im hohen Kaukasus seit Alters ihr Gepräge; jetzt erwecken sie freilich nur noch eine Erinnerung an jene Zeiten, wo sie in den Fehden der Eingeborenen und dem siebzigjährigen Eroberungskriege Rußlands gegen die freien Bergvölker ihre Rolle spielten.

Um zwölf Uhr war Mittagsrast in einer Schenke, die ein Grusinier am Wege aufgeschlagen hatte, um an den Arbeitern des hier gelegenen großen Pochwerks seinen Verdienst zu haben. Zu essen gab es Schaschlyk: klein geschnittene Stücke Hammelfleisch am dünnen Spieß über einem Feuer von getrocknetem Mist rasch gebraten. Rosig und saftig, wie ein Pfirsich ins Fleischerne übersetzt! — Ein Laden in der Nähe hatte sogar Gemüsekonserven. Übrigens kann man im Kaukasus alles Mögliche und Unmögliche essen, wenn man den prächtigen, allerdings gefährlich schweren Rotspohn von Kachetien dazu hat.

Bis zum Halteplatz hatten wir noch etwas zweifelnd die zwar schöne, aber nicht gerade überwältigende Landschaft mit all den begeisterten, gelesenen und gehörten Schilderungen der Straße verglichen; sollten das am Ende doch nicht Übertreibungen gewesen und wir der Verlockung zu blindlings gefolgt sein? Noch eine kurze Weile weiter, und unsere kühnsten Erwartungen wurden erfüllt, ja übertroffen.

Der grüne Ardon begann uns immer wilder und brausender entgegenzustürzen; die Felswände zu beiden Seiten türmten sich immer höher, wilder und zerrissener empor. In schwindelnder Höhe leuchteten durch dünne, wogende Wolkenschleier weiße Zinnen und Zacken im ewigem Schneekleide herab. Jede Biegung der Straße eröffnete neue Ausblicke und neue Schönheiten; es war wie eine Entdeckungsreise in ein unbekanntes Märchenland hinein, von dem noch nie eine Kunde an unsere Ohren gedrungen war. Die grusinische Straße hat als einzige wirkliche imposante Strecke die Darjalschlucht mit ihren ungeheuren starren, himmelhohen Felsenwänden und der leuchtend weißen Schneepyramide des Kasbek am südlichen Endpunkt dieser Strecke — aber es fehlt ihr die Schönheit der Vegetation, es fehlen ihr die Wälder und Matten. Wie anders hier! Überall an den Abgründen Tannen, Lebensbäume, edle Kastanien und Buchen, unten im Grunde häufig ein schöner Baum mit palmenähnlichen Wedelblättern, dessen botanischen Namen ich nicht kenne, den man aber hier die kaukasische Palme nennt.

Die Straße ist schmal, an den meisten Stellen nur 3 Meter breit, öfter noch weniger und da unser Wagen sehr eigentümlich konstruiert war — man mußte auf einem langen, über den Achsen befestigten Brette seitwärts zur Fahrtrichtung sitzen — und nur die Wahl ließ, die hohe Felswand direkt vor der Nase oder den Abgrund unter den Füßen zu haben, so verlebten wir manche Minute, in der ein etwas bängliches Gefühl den Genuß des Momentes doch beeinträchtigte.

Es wurde Abend, als wir die lange Durchbruchsschlucht des Ardon passiert hatten und in ein typisches Hochthal eintraten, in dem der Weg langsam zu dem fast 3000 m hohen Mamissonpaß emporstieg, der über den Hauptkamm hinüberführt. Schon war die Sonne am Untergehen, da tauchte zur Rechten, als die Straße eben zu einem weiten Bogen durch ein Seitenthal hindurch ausholte, die gigantische Schneepyramide des Adai-Choch in nächster Nähe vor dem überwältigten Blicke auf, mitten aus einer langen, zackigen Kette mächtiger Schneegipfel emporstrebend. Bald fiel das Rot der scheidenden Sonne auf den Riesen und seine Trabanten wie ausgegossener Purpur; dann brach die Nacht herein, und vorsichtig weiter fahrend, fast stets im Schritt, erreichten wir mit Not auf gefährlichem Wege unser höchst primitives Nachtquartier, das Ossetendorf Tli.

Der heutige Vormittag brachte uns über den Paß, nahe an der Schneelinie und den Gletschern des Mamisson-Choch vorbei. In scharfen, kurzen Kehren ging es an der Südseite des Kammes hinab und eine neue Überraschung harrte hier unser. Etwa 1000 m unterhalb der Paßhöhe im Thale des Rion, des goldführenden Flusses Phasis der Alten, trat der Weg in eine förmliche Urwaldregion von Edeltannen und Bergbuchen ein. — Wild übereinandergestürzt lagen hundertjährige Baumriesen zwischen ihren machtvoll emporstrebenden, grünen Geschwistern. Brausende Berggewässer und von Felsblöcken erfüllte trockene Rinnsale durchschnitten in allen Richtungen die Wildnis, in der die Axt des Menschen noch nie ein anderes Werk verrichtet hatte, als die Bahnung der Straße. In den Waldwüsten Sibiriens und der Felsengebirge von Nordamerika kann es nicht großartiger aussehen, als hier im Thale des oberen Rion.

Die ossetische oder Mamissonstraße ist soviel ich weiß die schönste Hochgebirgsstraße, die es in Europa und seinen Grenzgebieten giebt, und vollends wenn man ihre unmittelbare Fortsetzung von Kutais nach Abbas Tuman, die Sekarychaussee, mit hinzunimmt, so giebt das eine fast 400 Kilometer lange bequem fahrbare Tour von so wunderbarer Großartigkeit und Schönheit, daß dem überhaupt schwer etwas an die Seite gestellt werden kann. Wer unter meinen Lesern mit Glücksgütern soweit gesegnet ist, daß er ein halbes Tausend Mark oder besser noch etwas mehr zu einer Sommerreise (Mai bis Ende September) in den Kaukasus ausgeben kann, den bitte ich, sich diesen herrlichen Genuß nicht zu versagen! Gebaut sind diese Kaukasusstraßen freilich samt und sonders nicht um der Naturschönheiten willen, die sie

bieten, sondern aus militärisch-strategischen Gründen. Auch diese Chaussee ist vor allem dazu bestimmt, eine Hilfslinie für den Aufmarsch der russischen Truppen von der großen nordkaukasischen Eisenbahnbasis in das Grenzgebiet jenseits der Gebirge gegen die Türkei zu bilden. Aber mochten die Gründe für den Straßenbau sein, welche sie wollen — der Genuß, den wir Wandrer von der Erschließung dieser wunderbaren Welt haben, bleibt darum doch derselbe. Ein Hoch den Schönheiten des Kaukasus!

Nun sitzen wir beim Thee in Oni, wo der von der Personenpost befahrene Abschnitt der Mamissonstraße beginnt. Morgen Abend wollen wir in Kutais sein; übermorgen in Tiflis. Dann geht's über das transkaukasische Hochland nach Eriwan, zu den armenischen Mönchen am Fuße des Ararat, und dann — nach Persien!

Dschulfa am Arares, den 5. Oktober.

Die schönen Tage im Kaukasus sind nun vorüber, wo Naturgenuß und herzliche Gastfreundschaft, der Komfort und die Küche von „Stadt London" in Tiflis und die bequemen Fahrten im guten Wagen auf guter Chaussee abwechselnd sich vereinten, uns das Leben angenehm zu gestalten. Dort jenseits des Arares, kaum einen Pistolenschuß entfernt, liegt Persien, das „Löwen- und Sonnenland", wie es nach seinem Wappenbilde genannt wird, „das hohe Reich von Iran", in das uns laut Paßvisum des persischen Generalkonsuls in Tiflis der Eintritt aus dem „löblichen Reiche Rußland" erlaubt ist.

In Eriwan stieß Madat, der schon vor unserer Expedition auf die ossetische Straße in seine Heimat am Ararat vorausgeschickt war, um Pferde zu kaufen, mit vier glücklich und gut erstandenen Rossen zu uns. Alle zusammen kosten sie mit Sattel- und Zaumzeug noch nicht 500 Mark. Der Leser wird lächeln und sich vorstellen, daß des sinnreichen Junkers von der Mancha Rosinante das Urbild unserer Tiere ist, aber keineswegs. Ich habe schon im Jahre 1898 beim Ritt durch Armenien und Kurdistan die Erfahrung gemacht, daß die billigen kaukasischen Bergpferde das denkbar beste Material zu langen

Reisen im Orient sind. 40—60 Rubel*) bilden ein völlig genügendes Anlagekapital, um dafür ein brauchbares Reise- oder Lastpferd zu erwerben, und dann kann man das Tier am Ende der Reise meist noch ohne oder mit geringem Verlust verkaufen. Natürlich ist von Zugerittensein im europäischen Sinne nicht die Rede; Schritt und Galopp sind die einzigen den hiesigen Pferden natürlichen Gangarten; dazu sind einzelne, besonders geschätzte auf Paßgehen dressiert, aber das ist bei den Verhältnissen hier zu Lande einfach das Normale. Das Pferd dient im Orient entweder dazu, um als Reit- und Lasttier weite Entfernungen, Reisen, zurückzulegen, und das geschieht in stetem, ausdauerndem Schritt, täglich 7—8 Stunden — oder um, sei es im Ernst, sei es im Reiterspiel, forcierte Attaken mit ihm zu reiten; der Trab dagegen, als eine auf beschleunigte Überwindung größerer Distanzen berechnete, dauernd schnelle Gangart, ist hier so gut wie unbekannt, denn wer vorwärtskommen will, hat keine Eile. Gefahren wird allerdings im Kaukasus überall in vorzüglichem Trabe, aber sowohl die Straßen die das erlauben, als auch die Wagen sind eine europäische Neuerung. Der landesübliche Lastkarren, der so ziemlich überall fortkommt, wo es nicht senkrechte Felsen in die Höhe oder auf Saumpfaden an Abgründen entlang geht, wird von Rindern oder Büffeln (mit dem Joch) gezogen, und eben diese Tiere werden auch zum Ackern gebraucht.



Armenierinnen.

Madat wurde also mit den Pferden an die persische Grenze, bis wohin die Fahrstraße und der russische Postkutschendienst reicht, vorausgeschickt, und wir machten von Eriwan noch einen Abstecher nach dem armenischen Patriarchenkloster Etschmiadsin. Merkwürdig, was die armenische Kirche an diesem ihrem Zentralsitz in neuester Zeit für Fortschritte gemacht hat! Die geistliche „Akademie" steht unter Leitung auf Universitäten geschulter, teilweise selbst in Deutschland ausgebildeter Männer, die ganz auf der Höhe europäischer Wissenschaft sind, in den Sprachen wie in Theologie und Geschichte; nicht weniger als fünf von den etwa vierzig Konventualen haben auf deutschen

*) à 2,15 Mark.

Universitäten studiert und beherrschen unsere Sprache so gut, wie es Ausländern selten gelingt, und auch in umgekehrter Beziehung, von dem wissenschaftlichen Deutschland nach Armenien, sind die Beziehungen lebendig und freundschaftlich: ein gelehrtes Paar aus Marburg, Bruder und Schwester, weilten als Gäste im Kloster, um sprachliche und literarische Studien an den Schätzen der Bibliothek zu treiben. Sie hatten im Sinne, mehrere Jahre dazubleiben und sich für später ein Haus im Flecken Wagarschapat, der zu Etschmiadsin gehört, zu mieten.

Von Eriwan aus bin ich bei früheren Gelegenheiten schon zweimal im Kloster gewesen; jetzt ging es zum ersten Male ostwärts in mir bisher noch unbekanntes Land hinaus. Die große Araxesebene, die sich vom Vulkan Alagös bei Eriwan bis zur Stromenge von Dschulfa 200 Kilometer lang und 50 breit hinzieht, bietet schon ganz und gar den typischen Charakter der regenarmen Alluviallandschaften des Orients dar, in denen die Bodenkultur ganz auf der künstlichen Bewässerung durch ein Netz von Kanälen beruht. Sie war einstmals eins der wichtigsten und reichsten Stücke des altarmenischen Königreichs, das Land Airarat, in dem Artaxata, die nach dem Plane Hannibals gebaute Hauptstadt des ersten unabhängigen Herrschers von Armenien, Artaxias, lag. Der Gleichklang dieses Namens Airarat mit den biblischen „Bergen von Ararat", wo die Arche sitzen geblieben sein soll, hat dann die gelehrte aber falsche Identifikation des riesigen Vulkankegels, der hier immer noch seinen alten und einstigen Namen Massis führt, mit dem vermeintlichen Ararat der Schrift zur Folge gehabt. Der russischen Herrschaft ist es noch nicht gelungen, die Araxesebene auch nur annähernd in dem Maße der Kultur wiederzugeben, wie diese hier im Altertum bereits existiert hat. Überhaupt ist merkwürdiger Weise im Kaukasus trotz der viel längeren Zugehörigkeit des Landes zu Rußland noch lange nicht dasselbe geleistet, wie in dem seit kaum einem Menschenalter erworbenen Turkestan. Auch in der Mugansteppe z. B., südöstlich von Baku, giebt es viele alte Kanäle, die von der einstigen Blüte des Landes zeugen, aber bis auf den heutigen Tag ist es trotz der Russen das fiebergeschwängerte Weiderevier geblieben, zu dem es der vor vielen Jahrhunderten schon erfolgte Verfall der Bewässerungsanlagen hat werden lassen.

Hier bei Dschulfa ist das Land auf beiden Ufern des Stromes eine völlige Wüste, obwohl einige kleine Irrigationskanäle aus dem Araxes genügen würden, den trostlosen, von Staub- und Sandmassen überschütteten und erfüllten flachen Kessel, in dem der Ort liegt, zu

blühendem Fruchtland umzugestalten. Ich will jenes wehmütige Lied des armenischen Dichters Rafael Patkanian vom Araxes hierhersetzen, das in jedem armenischen Hause, wenn es gesungen wird, den Frohsinn der Stunde verstummen läßt und das Schicksal des Landes zugleich mit dem patriotischen Kummer des Volkes in ebenso schöner wie ergreifender Weise zum Ausdruck bringt:

Araxes*).

„Ach, sag' mir, Mutterstrom Araxes,
Warum fehlt dir die Heiterkeit?
Warum bist du wie ich in Trauer
Selbst zu des Lenzes Wonnezeit?

Laß wieder duftige Rosenhecken
Aufblühn auf deinen Uferaun
Und Nachtigalln auf ihren Zweigen
Froh trillern bis zum Morgengraun!

Mag wieder ziehn an deinem Ufer
Der Hirte mit Schalmeienklang,
Und mögen furchtlos Lamm und Rehe
Sich kühl'n an deinem frischen Trank."

Aufschwellend grollte der Araxes,
Ließ Schaum aus seiner Tiefe sprühn,
Und tobend wie die Blitzeswolke
Warf er mir diese Worte hin:

„Sahst je du nach des Gatten Tode**)
Die, der er lieb und teuer war,
In prächtigen Gewändern prangen
Mit goldnem Schmuck um Haupt und Haar?

O einst, in weitentlegnen Zeiten,
War ich geschmückt wie eine Braut,
Mit allen Reizen froher Jugend,
Hell war mein Wellenspiel und laut!

*) Die deutsche Übersetzung ist von dem Dichter Arthur Leist in Tiflis.

**) Der Gatte ist das Land, als Vater des armenischen Volkes gedacht, wie der Strom als Mutter.

Was ist von jener Zeit geblieben?
Wo ist noch eine helle Spur
Von jener Pracht, die einst geblühet
An meiner Ufer üppiger Flur?

In weiter Ferne ohne Obdach
Ziehn meine Kinder sorgenschwer,
Erschöpft von Durst und langem Hunger
Zu vielen Tausenden umher.

Weit hat man ja nach allen Winden
Verjagt mein Volk aus seinem Land
Und mir statt seiner wilde Horden
Ungläub'ger Türken hergesandt.

So lange meine Kinder schmachten
In bitterer Verbannung Not,
So lange werde ich auch trauern,
Und heilig ist mir dies Gebot!"

Darnach verstummte der Araxes,
Ließ Schaum aus seiner Tiefe sprühn,
Und sich wie eine Schlange windend
Zog weit er nach dem Meere hin.

*

Und nun hinab zur Fähre und über den Strom ins neue, fremde Land — Persien! Das Telegramm unseres deutschen Gesandten in Teheran, das ich in der Tasche trage, verkündet mir, daß unsere Reise den Behörden angezeigt ist — man wird uns ja also wohl drüben mit der berühmten persischen Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft erwarten.

Urmia, den 17. Oktober.

Nun sind wir also aus dem europäisch regierten in den richtigen, noch islamisch-autonomen Orient gekommen! Freilich — im Grunde doch nicht so sehr autonom, denn Persien, in dessen Grenzen wir nun bald zwei Wochen weilen, ist unrettbar dem Schicksal verfallen, ein russischer Vasallenstaat zu werden, und vollends Aserbeidschan, die

Westprovinz, die direkt an das russische Kaukasien grenzt, gilt diesseits wie jenseits des Araxes schon halb und halb als russisches Gouvernement. Die bekannte Anleihe, die Rußland dem Schah zur Bestreitung der Kosten seiner diesjährigen Europareise und zur Stopfung einiger anderer ganz besonders schlimmer Löcher gewährt hat, wird hier so aufgefaßt, als ob die Provinz dafür an Rußland versetzt sei und nach zwanzig Jahren diesem ganz anheimfallen werde. In dieser Form ist die Sache natürlich nicht richtig, aber das Volk ahnt doch instinktiv, wie die Dinge thatsächlich liegen. Zur Illustration der Furcht, die man hier vor den Russen hat, mag folgendes Geschichtchen dienen. Ein einheimischer Christ, Syrer, macht eine Reise in der Umgegend von Urmia. Unterwegs bemerkt er, daß ein Trupp bewaffneter Männer sich ihm in entschieden unfreundlicher Absicht nähert. Solche Begegnungen verlaufen ja meist unblutig, aber der eine Teil setzt doch in der Regel den Weg um seine Kleider, sein Geld und sein Pferd erleichtert fort; nur die Hosen dem Opfer zu lassen gebietet ein gewisser, nicht oft außer Acht gelassener Räuberanstand. Der Syrer, der oft in Rußland gewesen war, hatte in seiner Tasche eine russische Kokarde; die holte er hervor und befestigte sie an seiner Kopfbedeckung. Als die anderen Freunde so nahe gekommen waren, daß sie den „Nischan" (Zeichen) erkannten, gaben sie ihre Absicht schleunigst auf und schlugen sich seitwärts (Büsche giebt es hier leider nicht). Vermutlich hielten sie den Mann, den sie persönlich nicht kannten, für einen der in Persien und namentlich Aserbeidschan zahlreichen eingeborenen Agenten Rußlands. In jeder Stadt, sogar in vielen größeren Dorfbezirken, giebt es einen solchen, der beim Gouvernement akkreditiert ist und unter russischem Schutze steht; er soll die Interessen der russischen Unterthanen in seiner Gegend (ausschließlich Armenier und Tataren aus dem Kaukasus) vertreten und nebenbei dem russischen Generalkonsul in Tabris alles für ihn Interessante berichten.

Der Name Aserbeidschan für die Provinz um den Urmiasee ist alt; er begegnet schon im Altertum als Media Atropatene. Hier ist die einzige Stelle, wo die Semiten den Grenzwall des hohen Iran überschritten haben. Syrer, dem christlich-nestorianischen Bekenntnis angehörig, besitzen den Teil des wilden, sonst „kurdisch" genannten Berglandes, der sich zwischen den beiden Seen von Wan und Urmia ausdehnt und sich von da noch ein Stück weit auf türkischem Gebiet nach Süden erstreckt. Sie sind ein tapferes Volk, namentlich

der Zweig von ihnen, der „Bergsyrer" heißt, und auf türkischem wie persischem Territorium der Regierung gegenüber eine halb unabhängige Stellung einnimmt. Einzelne Gemeinden finden sich aber auch in der Ebene von Urmia, und in der Stadt selbst sollen mehere Tausende wohnen. Die türkisch-kurdischen Christenmetzeleien in den Jahren 1895—97 hatten auch die syrischen Dörfer diesseits wie jenseits der Grenze nach Möglichkeit nicht verschont, und die Hilfsaktion deutscher Christen und Menschenfreunde nach jenen Greueln kam außer den armenischen auch etwa hundert syrischen Massakrewaisen zu gute, die unter deutscher Leitung in einem Hause in Urmia — eben meinem augenblicklichen Aufenthaltsort — gesammelt wurden und erzogen werden.

Statt alles anderen will ich heute ein Reiseerlebnis hier am Orte, das über die Zustände in den muhammedanisch regierten Ländern des Orients mehr sagt, als lange Darstellungen, erzählen.

Gestern Abend kamen wir nach dreitägigem Ritte von Choi, wo gleichfalls ein deutsches Waisenhaus existiert, aber für armenische Kinder, hier an und fanden gastliche Aufnahmen bei der würdigen greisen Vorsteherin der Anstalt. Während wir mit ihr und dem eingeborenen Hausvater, einem syrischen Protestanten, beim Abendbrot saßen, stürzten plötzlich drei von den ältesten Mädchen, die den Dienst bei Tische versahen, zusammen aus der Küche ins Zimmer und erzählten in höchster Aufregung: „Murad hat Achmed gestochen!" Wir sprangen alle auf, aus der Hausapotheke wurde eiligst Verbandszeug zusammengerafft, und alles lief über den Hof in den Seitenflügel, wo die Räume für die Dienerschaft und die Gastzimmer liegen. Auf dem langen Balkon, der nach der hiesigen Sitte in der Höhe des ersten Stockwerks längs dem ganzen Gebäude hinläuft und auf den alle Fenster und Thüren der Zimmer münden, drängte sich bereits eine Anzahl Menschen: die Waisenmädchen in ihren roten Sonntagskleidern mit dem Fez auf dem schwarzen Haar, die ganze Dienerschaft, die syrischen Lehrerinnen und einige persische Soldaten, die von der Regierung geschickt, als Sicherheitswache für das vor der Stadt gelegene Grundstück dienen und natürlich vom Waisenhaus unterhalten werden müssen. Auf den Brettern der Balkondiele lag — das Gesicht mit den schon gebrochenen Augen nach oben gerichtet, die Kniee im Todeskampfe hochgezogen, blutüberströmt der Erstochene. Folgendes hatte sich zugetragen: Der Mörder, ein junger Bursche aus dem türkischen Grenzgebirge, gleichfalls ein Diener des Hauses und von

Geburt ein Syrer, hatte in kurdischer Sprache ein Lied zu singen angefangen und war dafür von dem Ermordeten zurechtgewiesen worden: „Schämst Du Dich nicht, in dieser verfluchten Sprache zu singen, wo wir Gäste bei uns haben; Du beleidigst die fremden Herren.“ (Vor einigen Monaten hatten Kurden aus den Bergen des Nachts einen Überfall auf das Waisenhaus gemacht und eine Menge Gegenstände geraubt, nachdem sie die Insassen durch ein längeres Gewehrfeuer vom Hofe aus auf die Mauern und die Fenster des Hauses eingeschüchtert hatten.) Diese Zurechtweisung nahm der leidenschaftliche Mensch, von dem jetzt behauptet wird, daß er kurdisches Blut in seinen Adern habe, so übel auf, daß er den Dolch aus dem Gürtel riß, auf den Tadler losstürzte und diesem das Eisen von oben nach unten tief in die Lunge stieß. An Rettung wäre nicht zu denken gewesen, auch wenn man gleich im ersten Augenblick einen Verband hätte anlegen können; die breite Thürschwelle, der Balkon und der Fußboden des Zimmers schwammen förmlich im Blut. Der Mörder stand daneben, blaß wie der Tod, mit herabhängenden Armen und schlotternden Knieen; der blutige Dolch lag mitten im Zimmer. Natürlich ließen wir den Mann sofort fesseln und vorläufig im Pferdestall in Gewahrsam bringen.



Syrer aus den Bergen.

Bevor er fortgebracht wurde, gewann er aber doch seine Besinnung soweit wieder, daß er niederkniete und etwas von dem vergossenen Blut des Ermordeten trank. Ohne das, glauben die Leute hier, wird es einem Mörder nie gelingen zu entkommen, sondern er bleibt im Banne des Toten. Den Dolch nahm ich an mich. Durch ein merkwürdiges Geschick hatten wir kurz vorher, ehe zu Tisch gerufen wurde, die interessante Waffe dem Manne abkaufen wollen, dann aber leider die Sache auf einen gelegeneren Augenblick verschoben. Dies, und der Umstand, daß unser Besuch ja auch noch in anderer Beziehung eine indirekte Veranlassung zu dem unglücklichen Ereignis gegeben hatte, ließ uns die Sache doppelt tief und schmerzlich empfinden. —

Bezeichnend für die Zustände hier ist, was nun weiter geschah. Der Bote, der noch an demselben Abend in die Stadt geschickt wurde, um den Vorfall bei der Behörde anzuzeigen, kehrte mit dem Bescheid zurück, der Beamte, an den das Kuvert adressiert war,

sei nicht zu Hause und niemand anders habe ihm den Brief abnehmen wollen. Die Meldung mußte also am nächsten Morgen wiederholt werden.

Gegen Mittag erschienen, vom Gouverneur geschickt, ein persischer Arzt und ein Schreiber. Sie nahmen ein kurzes Protokoll auf und ließen den Mörder durch Soldaten nach der Stadt fortbringen. Der Arzt war Christ; ich ließ ihn durch den Dolmetscher fragen, was mit dem Menschen voraussichtlich geschehen würde. „Wenn er einen Muhammedaner getötet hätte, so würde man ihn noch heute foltern und ihm dann den Kopf abschneiden. Da aber bloß ein Christ den andern abgethan hat, so wird man ihn wahrscheinlich laufen lassen, zumal er kein Geld besitzt. Ihn lange im Gefängnis zu halten, verursacht Kosten, eine Hinrichtung kommt der Regierung gleichfalls auf mehere Toman (persische Münze, etwa = 4 Mk.) zu stehen. Seien Sie froh daß der Ermordete kein Muselmann war; das Volk hätte Ihnen Ihr Haus gestürmt und Ihre Stellung in Persien wäre von Stund an unmöglich, jedenfalls müßten Sie enorme Geldopfer bringen."

Danach bat man mich, das Protokoll mit zu unterschreiben und die Sache war zu Ende.

Am Nachmittag kam unser Diener zu uns und erzählte: Es sind Verwandte des Ermordeten gekommen, die lassen Euch bitten, wenn Ihr morgen den Gouverneur besucht, darauf zu bestehen, daß Murad der Kopf abgeschnitten wird." Ich fragte den Hausvater, ob hier denn nicht die Sitte der Blutrache bestände. Jawohl, war die Antwort, wenn die Verwandten dem Gouverneur 100 Toman bezahlen, so erlaubt er ihnen nachher, wenn der Mörder in Freiheit ist, ihn aufzuspüren und umzubringen."

Das ist eine Geschichte von vielen, wie sie in diesen Gegenden täglich passieren können und passieren. Es bedarf keiner weiteren Worte mehr, um deutlich zu machen, welch einen Einfluß solche Zustände auf den Charakter, auf die gesamte moralische Qualität und das Selbstbewußtsein der Menschen ausüben müssen, die hier leben, der Christen, wie der Muhammedaner. Man vergleiche damit die Änderung, die mit der russischen Occupation in Turkestan eingetreten ist, wo die Zustände vordem, wie es heißt, schlimmer waren, als sonst irgendwo im Orient. Die russische Verwaltung ist nicht ohne Willkür; sie ist moralisch hier und da nicht intakt und häufig brutal, aber sie repräsentiert trotz alledem den direkten Fortschritt von der Finsternis zum Licht.

Ich habe auf dieser Reise häufig Gelegenheit, die Frage zu diskutieren, ob es überhaupt praktisch wie sittlich zu rechtfertigen ist, in solchen halbbarbarischen Ländern, wie Persien, der Türkei, China u. dergl. mit Werken und Anstalten des Christentums und der Humanität, nicht zu reden von eigentlicher Missionsarbeit, vorzugehen, so lange die abendländischen Kulturstaaten nicht willens oder nicht imstande sind, durch unmittelbare Entfaltung materieller Machtmittel inmitten dieser Bevölkerungen die ärgsten Ausschreitungen der Barbarei von vornherein hintanzuhalten oder zu unterdrücken.

Ich gebe zu, daß scheinbar viel für das Abwarten spricht, zumal es doch lediglich die Frage einer nicht mehr fernen Zukunft ist, wie die Teilung Vorder- und Hinter-Asiens unter Rußland, Deutschland und noch ein oder zwei andere Mächte des europäischen Großstaatensystems erfolgt. Menschlicher Voraussicht nach wird es doch wohl schon die kommende Generation erleben, daß die Fahne mit dem russischen Doppeladler am See von Urmia und im alten Stammlande der Achämeniden weht und daß an der Tigrismündung deutsche Kanonenboote schwimmen.

Wozu also jetzt schon Kräfte und Mittel aufs Spiel setzen, um einige hundert syrische und armenische Kinder mit vielleicht fragwürdigem Erfolge aus der großen Masse von physischer und moralischer Verkommenheit, in der sie drinstecken, herauszuholen und zu Menschen zu machen? Ist es nicht besser, abzuwarten bis der preußische Unteroffizier den soliden Grund für wahre Volksbildung gelegt hat? Ohne Zweifel wird der Realist die letztere Frage bejahen, zumal das deutsche Hilfswerk an den Waisen in Persien und der Türkei, wenn es nicht mit großem Takt betrieben wird, zu politischen Mißverständnissen, sowohl mit Rußland als auch mit der Türkei, Anlaß geben kann.

Armenische Witwe mit ihrem Kind.

Trotzdem glaube ich, als Christ anders urteilen zu müssen. Das Christentum wird in dem Augenblick seinem innersten Wesen und den Höhepunkten seiner Geschichte untreu, wo es politische Rücksichten nimmt und praktisch verständige Erwägungen den rein idealen Impulsen

vorangehen läßt. Vom Standpunkt nüchterner Alltagsweisheit aus betrachtet, ist es auch ohne Frage richtiger und klüger, Geld zur Errichtung von Trinkerheilstätten, Kinderheimen u. dergl. auf deutschem Boden zu sammeln, als jährlich 300000 M. nach der Türkei und Persien zu schicken, um hier orientalische Waisen zu erziehen und Witwen Arbeit zu geben — aber trotzdem glaube ich, gerade diese Arbeit hier zu den sehr wenigen sicheren Symptomen dafür zählen zu müssen, daß das Christentum bei uns in Deutschland überhaupt noch eine lebendige Religion ist. — Ich könnte mir sehr wohl denken, daß auch ich einmal meine Lebensarbeit hier finde.

Erbil, den 1. November.

Erbil liegt an der großen türkischen Reichsstraße, etwa halbwegs zwischen Diarbekir und Bagdad, zwei Tagereisen jenseits des Tigris. Es ist das alte Arbela, nach dem die Niederlage genannt ist, in der Darius III. sein Reich entgültig an Alexander verlor. Noch heute ist der größte Teil der Stadt auf dem runden künstlichen Hügel gebaut, der, aus Kiesgeröll, Erde und Backsteinen errichtet, schon zur Zeit der Schlacht von Arbela eine Festung trug, die auf viele Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, zurückschauen konnte. —

Die Reise von Urmia bis hierher hat länger gedauert, als wir ursprünglich geglaubt haben, weil wir im persischen Kurdistan allerlei merkwürdige und interessante Dinge erlebten, über die das meiste freilich leider nicht an die Öffentlichkeit gehört. Man darf seine Freunde um so weniger kompromittieren, je mehr man ihnen verdankt. Nur soviel will ich verraten, daß es sich nicht um Politik, sondern um Religion bei unseren Wanderungen gehandelt hat.

Wir holten von Urmia, anstatt direkt über Uschnu quer durch das Gebirge an den Tigris zu gehen, weit nach Südosten aus und gelangten über die Kurdenstadt Sautsch-Bulak schließlich nach dem einsamen Kastell Peswa am östlichen Eingange der alten „Pässe von Medien", die aus dem Tigristieflande durch das von den Alten Zagros genannte Gebirge nach Atropatene hinaufführen. Bis an die türkische Grenze hatten wir Eskorte von der persischen Regierung, und Rassul Agha, ein alter kurdischer Schnauzbart, der samt dem

Soldaten Abdullah uns begleitete, richtete es leidlich geschickt so ein, daß wir überall die bestmöglichen Quartiere für Nachtruhe und Mittagsmahl bekamen.

Am 26. Oktober nachmittags erreichten wir Peswa. Den ganzen Tag über hatte es bereits vorübergehende Regenschauer gegeben. Wir waren immerhin schon im Spätherbst und auf einer Höhe etwa wie der Gipfel der Schneekoppe, wenn auch unter dem 36. Breitengrade etwa so südlich wie Rhodus. Unmittelbar vor uns lag der Ostabhang des breiten iranischen Randgebirges, durch das alle Pässe führen, auf denen man in's mesopotamische Tiefland hinuntergelangt. Schwarze Gewitterwolken, aus denen es bereits zu zucken anfing, verhüllten die Bergkette fast ganz, und mit Dunkelwerden brach ein Wetter los, das unter unausgesetzten Regengüssen mit fortwährendem Blitzen und Krachen 23 Stunden bis zum Nachmittag des folgenden Tages anhielt. Wir lagen in einem großen Raum mit leeren Fensteröffnungen ohne Glasscheiben oder sonstigen Schutz; unsere Betten, das Gepäck, Diener, Eskorte, eine Anzahl kurdischer Wächter aus der Burg, Gewehre, Sattelzeug, Decken und eine Menge naßgewordener, zum Trocknen aufgehängter Sachen bildeten ein „malerisches" Wirrwarr, von einem ungeheuren Feuer aus getrocknetem Mist an der Kaminwand des Zimmers beleuchtet.

Diese kurdischen Dörfer haben jedes seinen Schech oder Agha, der in einem großen, möglichst festungsartig gebauten Hause über der Ortschaft wohnt. Überall findet man ein besonderes Gebäude dabei, das einen einzigen großen Raum mit Vorflur enthält und zur Aufnahme von Gästen dient. Der Herr unseres Dorfes saß in Tabris gefangen; man hatte ihn unter dem Vorgeben, seinen Rat zu begehren, dorthin gelockt und dann eingesperrt, weil er im Verdachte stand, verfolgten Flüchtlingen aus Persien und der Türkei in seinem Grenznest Unterschlupf zu gewähren. Ein persischer Offizier mit 15 Mann lag währenddessen als Strafgarnison im Hause des Aghas. Hier am Fuß der Berge begann das eigentlichste, unbetretene Kurdistan, in dem weder Türken noch Perser etwas zu sagen haben. Indem ich es mir jetzt nachträglich in Sicherheit überlege, so wundere ich mich beinahe selbst, wie wir so glatt durch das Gebirge, auf einem Wege, der an hundert Stellen zum Überfall förmlich herausfordert, hindurchgekommen sind! Noch nie habe ich Menschen auf so niedriger Stufe, mit so ungebändigten Instinkten und so roher Lebensart gesehen, wie auf dem Marsche von der persisch-türkischen Grenze nach Arbela.

Während wir in Peswa rasteten, wurde unser Zimmer die ganze Nacht hindurch kaum dunkel von der Menge der unausgesetzt aufeinander folgenden Blitze. Aber es gelang uns dennoch, einigermaßen zu schlafen. Madat briet noch bis lange nach Mitternacht an dünnen eisernen Spießen das Fleisch zum Proviant für die nächsten Tagemärsche im Gebirge; die Kurden lagen in den wunderlichsten Stellungen schlafend vor unserer Thüre: der eine gänzlich ohne Decke mit dem Gewehrkolben als Kopfkissen lang ausgestreckt, der andere wie ein Igel in ein Knäuel zusammengerollt; noch andere kauerten rauchend an der Wand, bis der Morgen unter fortgesetztem Regen graute. Große Beratung: alles rät dringend ab zu marschieren, auf der Paßhöhe über dem Grenzgebirge herrsche Nebel und Sturm; wir würden uns verirren und Rayat, den ersten türkischen Posten, 4 Stunden entfernt, nur unter den größten Gefahren oder überhaupt nicht erreichen. Trotzdem wurden die Sachen gepackt, die Pferde unter dem Sattel bereit gehalten und gleich nach 12 Uhr mittags eine Pause im Regen zum Abmarsch benutzt. Der Anblick des Gebirges in diesem Augenblick war schön: schwarze Wolkenmassen und Höhen mit frischgefallenem Schnee, von der durchbrechenden Sonne beleuchtet, darüber. Eine halbe Stunde lang ging es noch durch die mittlerweile vom Regen in einen Sumpf verwandelte Ebene; wieder begann es zu gießen. Als der Anstieg zum Paß begann, schlug das Wetter endlich definitiv um, und der Himmel klärte sich auf. Anderthalb Stunden dauerte es bis auf die Höhe: längliche Steinhaufen bezeichneten die türkisch-persische Grenze. Ein Teil unserer Eskorte verabschiedete sich jetzt, und nur ein einziger persischer Soldat brachte uns nach Rayat hinunter. Die Einrichtung des Grenzpostens war mehr als primitiv; wir schliefen in einer mit aufgeschütteten Weizenhaufen fast angefüllten Kammer. Einige hundert Meter unterhalb des Passes wurde die bis dahin kühle, etwas herbe Luft plötzlich in auffallender Weise weich und warm — das linde Klima der mesopotamischen Ebene sandte seinen ersten Gruß durch die langgestreckte, gewundene Thalschlucht, der wir nun mehrere Tage lang folgen sollten, zu uns herauf.

Von Rayat nach dem ersten türkischen Ort, der den Namen eines Fleckens oder einer Stadt verdient, Rowandus, dauerte der Marsch zwei Tage. Unterkunft und Nahrung, selbst das Wasser waren durchweg so schlecht, wie nur denkbar, aber die Landschaft sehr interessant. Vermutlich ist dieser Weg die Rückzugsstraße des Königs Darius mit den Trümmern des persischen Reichsheeres nach der Schlacht von

Arbela gewesen. In Rowandus vereinfachte die freundliche Dazwischenkunft eines französischen Herrn, Mr. Querry, der als Agent der dette publique gerade für einige Tage dort war, die Zoll- und Paßabfertigung in einer für uns sehr erfreulichen Weise. Mr. Querry führte außer andern Reisebequemlichkeiten auch einen kleinen Klapp-Eßtisch bei sich und lud uns ein, zum Souper seine Gäste zu sein — seit Urmia die erste Gelegenheit, wieder europäisch zu sitzen und zu speisen. Wenn ich an den Weg zurückdenke, den wir bis zu dieser ersten Oase seit dem Aufbruch aus Sautsch-Bulak gemacht haben, so erinnere ich mich kaum, je irgendwo eine solche Folge von gefährlichen Passagen erlebt zu haben, wo ein Fehltritt des Pferdes Mann und Roß von dem kaum zwei Hufen breiten, über steil abfallende bröcklige Schieferschichten auf und ab kletternden Pfade hinab in die Tiefe geschleudert hätte. Aber diese Pferde sind wirklich wunderbar!

Durch die Stromschlucht des Rowandus-Tschai sind auch die Könige des alten Assyrerreichs auf das Hochland von Medien hinaufgezogen. An einer senkrechten Felswand, meilenweit sichtbar, zeigt sich dort eine tief ins Gestein gehauene Kreisfläche von gewaltigem Durchmesser, die wahrscheinlich Skulpturen und Inschriften enthält; aber der Besuch der Stelle hätte uns einen ganzen Tag gekostet — so mußte er unterbleiben. Zwei Stunden hinter Rowandus kam das beschwerlichste Stück der ganzen Straße: der sogenannte Serrderriapaß. Man stelle sich eine über 600 Meter tiefe Stromschlucht mit steilen Wänden, ähnlich den Formationen in der sächsischen Schweiz an der Bastei und am Lilienstein vor, und auf der nördlichen Seite eine primitive Felsentreppe, von längeren horizontalen Absätzen unterbrochen und in zahllosen Windungen hinabführend! Das ist der Serderria — ein mächtiges Werk ursprünglichen Straßenbaus und in seinen Anfängen wohl eine Anlage aus der Zeit der assyrischen Feldzüge in diesen Ländern. Es scheint zunächst schwer begreiflich, wie Pferde hinauf und noch schwerer, wie sie hinunterkommen sollen. Aber es geht, sogar mit schweren Lasten, wenn auch unter stetem Ausgleiten, Springen und Straucheln. Wir waren natürlich abgesessen und als wir glücklich unten waren, spürten wir die Passage tüchtig in unsern Knieen. Ein türkischer Tschausch (Unteroffizier) und ein gemeiner Soldat bildeten unsere Eskorte. Beides treffliche Leute, die uns auf der unwirtlichen und öden Wegstrecke bis Dera, wo das Gebirge zu Ende ist, ausgezeichnete Dienste geleistet haben. Dieser Ort besitzt eine alte Burg, die auf einem dem Anschein nach künstlichen Hügel liegt: das erste Anzeichen der uralten

Bauweise in den Städte- und Burganlagen des mesopotamischen Tieflandes, an dessen Schwelle wir nun standen, und zugleich eine Verheißung, daß nun endlich wieder zivilisiertere Verhältnisse bevorstanden. Und doch, trotz aller Entbehrungen und Strapazen — dies wilde Kurdistan ist für mich schön, und nun, da ich den Weg durch seine Schluchten hinter mir habe, gäbe ich die Erinnerung nicht um Vieles fort!

Am Nachmittag des dritten Tages seit dem Aufbruch von Rowandus, am sechsten Tage nach dem Aufstieg zu dem persisch-türkischen Grenzpaß, kamen wir gleich jenseits Dera endlich über den letzten Bergrücken, der uns noch von der großen Ebene trennte. Von seiner Höhe schweifte der Blick gen Westen wie über ein Meer, dessen endlose Fläche in der äußersten Ferne mit dem Horizont in eins zu verschwimmen schien: ein mächtiger, tiefbewegender Eindruck! Als die Sonnenscheibe mit ihrem unteren Ende die Erde berührte und wir eben über eine flache Kieswelle kamen, zeigte sich, vielleicht noch eine Stunde entfernt, der breite runde Burgberg von Arbela, einem kolossalen umgestülpten Teller ähnlich, gerade vor uns. Jetzt sitzen wir in dem primitiven Gastzimmer eines primitiven Chanes, und haben einen Ruhetag vor uns, der unsern Pferden übrigens noch nötiger thut, als uns. Arbela! Von hier bis zu dem wirklichen Felde der Alexanderschlacht sind es noch anderthalb Tagemärsche — die fliehenden Perser haben sie in zwölf Stunden zurückgelegt. Morgen geht's nach Mossul weiter.

Dschesireh-ibn-Amar, den 13. November.

Dschesireh-ibn-Amar heißt auf deutsch „die Prinzeninsel"; der Ort liegt am Tigris, fünf Tagereisen oberhalb Mosul, und ist der schmutzigste, widerwärtigste Fleck Erde, der mir bisher in Asien und Europa vorgekommen ist. Im Altertum hieß er Bezabde und war eine der äußersten Grenzfestungen des römischen Reichs gegen Osten in den letzten Jahrhunderten seines Bestehens. Konstantius, der Sohn Konstantins, verlor um die Mitte des 4. Jahrhunderts die Stadt an Schapur, den sassanidischen König von Persien, der den größten Teil der Einwohnerschaft samt ihrem Bischof ins Innere seines Reiches

deportierte. 700 Jahre früher ging Alexander der Große mit seinem Heer hier über den Tigris, und die Berglandschaft am Abhang des Dschudi auf dem linken Stromufer erinnerte die Makedonen lebhaft an ihre Heimat. In der Nacht nach dem Übergang trat unerwartet eine Mondfinsternis ein; die Zeichenkundigen deuteten das dahin: die Sonne, das Gestirn der Hellenen, verschlinge den Mond, die Gottheit, die über den Persern walte. 12 Tage später fielen die Würfel auf dem Felde von Gaugamela über das Schicksal Asiens.

Ein wenig unterhalb der heutigen Stadt stehen im Strombett des Tigris noch zwei Bogen einer alten Römerbrücke, und die zerfallenen Mauern der Citadelle gehen mit ihrem Gefüge aus schwarzen Basaltquadern hier und da noch auf die Zeit zurück, wo drei Legionen des Imperiums hier an der Ostgrenze die Wacht am Tigris hielten.

Der Dschudi mit seinen nackten, steilen Abhängen beherrscht die Scenerie in weitem Umkreise; er ist der Berg, auf dem nach der Tradition der Babylonier und Assyrer, die noch jetzt bei den Kurden hier fortlebt, Noah strandete. Hier ist in der That jenes „Land Ararat", auf dessen Spitzen die Arche, als die Gewässer zu fallen anfingen, nach der ursprünglichen Gestalt der Flutsage, wie sie auch noch in der Bibel erkennbar ist, festsaß. Oben auf dem Dschudi liegt ein uraltes Heiligtum, jetzt zerfallen, zu dem noch heute die Moslems pilgern, um an der Stelle zu beten, wo Noah, der ja auch ein Heiliger des Koran ist, sein Opfer brachte. Bei Dschesireh verläßt der Tigris die breite Plateaustufe, die dem Taurusgebirge südwärts vorgelagert ist, und tritt in die eigentlich mesopotamische Landschaft ein; bis hierher reichte das alte Kern- und Stammland der Assyrermacht, das südwärts am großen Sab (ich sehe nicht ein, weshalb ich der englischen Orthographie zur Liebe „Zab" schreiben soll) seine Grenze fand — von Arbela bis zum Dschudi sind wir durch Assyrien geritten, und am letzten Tage vor Mosul ging es mitten über das weite Blachfeld von Gaugamela!

Indem ich dies schreibe, tritt mir abermals mit aller Wucht der Eindruck all dessen vor die Seele, was ich von der Stätte der Alexanderschlacht bis zum Berg der Arche, das Land durchziehend, gesehen habe. Hier ist nichts groß als Vergangenheit und Zukunft; die Gegenwart ist eine trostlose Öde und Wüste. Vor einer Woche waren wir in den Ruinen von Ninive, gerade gegenüber Mossul; wir ritten über das weite Trümmerfeld, das in meilenlangem Umkreise von einer Hügelkette umgrenzt wird, die den Verlauf der alten Mauer

Assurbanipals andeutet. Dann stand ich in dem einstigen Thronsaal des Königs, d. h. auf dem Boden der tiefen Höhlung, welche die Ausgrabungen Layards vor fünfzig Jahren in dem formlosen Berge, zu dem der Palast im Laufe der Jahrtausende geworden ist, zurückgelassen haben, und betrachtete die große verstümmelte Cherubfigur, die hier stehen geblieben ist, während ihre Brüder alle den Weg übers Meer ins Britische Museum haben machen müssen. Von der Höhe des Königspalastes sieht man hinüber nach Süden bis zu den Hügeln von Nimrud und nach Osten bis Chorsabad, wo einst Dur Sarrukin stand, das Schloß und die Stadt, die der gewaltige König Sargon sich erbaute, als ihm Ninive und der Palast Assurbanipals nicht mehr genügten — und zu Füßen hat man die Grube, in der die Engländer die zehntausend Thontafeln der assyrischen Königsbibliothek fanden mit ihren Erzählungen von der Sündflut, mit ihren Rechentafeln, ihren Königslisten, und Wörterbüchern verschollener Mundarten und Sprachen. Weit und breit ist alles Land mit großen und kleinen Hügeln übersät; von Arbela bis Dschesireh giebt es kaum einen Fleck, wo man nicht gleichzeitig eine Anzahl davon in Sicht hat. Jeder dieser Berge trug einst eine Burg, um die eine Stadt sich lagerte. Weite Steinfelder bezeichnen jetzt diese alten Ortslagen und die Tells (so heißen diese Berge auf arabisch) tragen oft auf ihrer Spitze die aufgerichteten, schmalen Steinplatten eines moslemischen Grabes oder eine ganze Friedhofsanlage — von den vielen trostlosen Stätten des Orients immer die trostlosesten. Alles Land ist schwerer, fruchtbarer Weizenboden, und die Erde bedarf hier keiner künstlichen Bewässerung. Fünf Monate im Jahre giebt es Regen; das genügt, damit Weizen und Gerste reifen. Wo das Wasser der Flüsse hingeleitet werden kann, gedeihen auch Reis und Baumwolle, ja selbst die Dattelpalme reicht in einzelnen Exemplaren, die freilich weder Blüte noch Frucht tragen, im Freien überwinternd, bis Mosul hinauf. Mir ist ein Stück Geschichte des Orients begreiflich geworden, seitdem ich dieses Land durchritten habe: Wie das kleine Assyrien die gewaltige Kraft entfalten konnte, mit der es Jahrhunderte hindurch die Völker Vorderasiens überwältigte und zerbrach. Die Assyrer sind es gewesen, die der persischen Weltmonarchie, dem Reiche Alexanders und den hellenistischen Diadochenstaaten und endlich dem Imperium Romanum hier vorgearbeitet haben; wenn von Cyrus bis auf Pompejus und Trajan die Völker westlich des Tigris keinem fremden Eroberer gegenüber mehr einen Fonds innerer nationaler Widerstandskraft entgegenzusetzen

gehabt haben, so ist das die Folge der furchtbaren, zertrümmernden Gewaltsamkeit gewesen, mit der Monarchen wie Tiglat-Pilesar, Sargon und Sanherib alles vor sich her zerstampft und die Völker durcheinander geworfen haben, wie Erbsen im Siebe. Dieses Land Assyrien, das ursprünglich nur das Gebiet zwischen dem Sab, dem Tigris und dem Gebirge umfaßte, hat auf seinem fruchtbaren Boden in zahlreichen Städten und Dörfern offenbar eine so starke und kraftvolle Bevölkerung ernährt, daß seine Könige darin auf lange hinaus unerschöpfliches Menschen- und Soldatenmaterial für ihre Kriegszüge zu den Katarakten des Nil, zu den Küsten der Phönicier und in die Berge Hoch-Armeniens und Mediens hinein besaßen. —

Was damals war, kann heute wieder werden — zwar wird von den Trümmerstätten Ninives und Chorsabads keine neue Weltmacht mehr einen Anfang nehmen, aber die Menschenmenge, die das Land einst ernährt hat, könnte auch heute noch in ihm wohnen, sobald die feste Hand einer Kulturmacht herrschend und schützend vom Mittelmeere her wieder über den Euphrat herübergreift. Überall unterwegs sind wir gefragt worden: „Wann wird die Eisenbahn nach Bagdad gebaut werden? Wird sie gebaut werden? Wer wird sie bauen?“ Alle Welt wartet hier auf uns, wie auf eine Erlösung; regiert wird hier überhaupt nicht mehr: von Mossul bis Dschesireh liegen hundert Dörfer verbrannt, ausgeplündert, verödet da; durch viele von ihnen sind wir selbst geritten. und haben die geflüchteten Bewohner hier und da unter dem Schutz einer kleinen Stadtgarnison unter braunen Wanderzelten kampieren sehen. Die Kurden aus den Bergen haben sie beraubt und vertrieben, ohne zwischen Christen und und Muhammedanern viel Unterschied zu machen; seit den armenischen Massacres ist ihnen diese Beschäftigung lieb und vertraut geworden, und das Gouvernement in Konstantinopel wird jetzt die Geister nicht mehr los, die es gerufen hat. Auch die letzten Oasen von Anbau in der weiten, öden und doch so unendliche, ungenützte Fruchtbarkeit in ihrem Schoße bergenden Wüstenei verschwinden jetzt. Mit dem Augenblick, wo die erste Lokomotive bei Dschesireh an der alten Übergangsstelle der Heere und Völker über den Tigris rollt, haben das Abendland und die Kultur wiederum von dieser Welt Besitz ergriffen, und die kurdischen Räuber müssen in ihre Berge zurück. Als wir durch das Thor von Mosul gen Norden hinausritten, hörten wir einen Araber auf der Straße zu seinem Nachbar sagen: „Da reiten die Europäer nach Dschesireh! Möchte doch Mustafa

Pascha (der schlimmste Banditenchef des Landes, zugleich General der Hamidiés, der irregulären, berittenen Kurdenmiliz) sie ausplündern, dann wird unsere Regierung ihn endlich bestrafen müssen!" Was soll ich zu diesem Wort noch hinzufügen, um die Zustände zu charakterisieren?

Einige Stunden vor Dschesireh führte unser Reitpfad hart am hohen Ufer des Tigris hin. Auf dem Flusse schwamm eine Flottille von Kelleks (Flöße aus Hammelschläuchen) stromab und einer der Fährleute, der uns von weitem erblickte, schrie etwas zum Ufer hinüber nach einer Stelle hin, die noch ein wenig vor uns lag. Als wir dort selbst vorbeipassierten, tauchte plötzlich ein Mann auf einem



Ein Kellek auf dem Tigris.

Maultier auf und schloß sich unserem von 4 berittenen Gendarmen eskortierten Zuge an. „Auf dem Wege am Flusse liegen kurdische Räuber, warte bis die Franken Dich eingeholt haben und reite mit ihnen!" hatte ihm der Kellektschi zugerufen! — Als wir Dschesireh gegenüber auf dem linken Ufer angelangt waren, fielen gerade die Strahlen der sinkenden Sonne auf die beiden schwarzen Bögen, der alten Römerbrücke unterhalb der heutigen Stadt. Bis hierher hat einst das Abendland gereicht! Bis hierher schützte das alte Imperium die Kultur von Salamis und Zama! Vielleicht erlebt es unsere junge Generation noch, daß jetzt nach mehr als anderthalb Jahrtausenden der Occident wieder auf die Wacht am

Tigris zieht, nicht nur wie die Legionare Constantins an der Brücke von Dschesireh, sondern hinab bis an die Mündung des großen Stromes.

Wo ich gehe und stehe, wo ich reite und raste — immer wieder steht es vor mir, das große Problem des Orients: Wie wird das Heranfluten unserer modernen Kultur mit ihrer Technik und ihren Bedürfnissen, ihrem Erwerbstrieb und ihrer Geistesgewalt auf diese verwüstete, zerbrochene, schlaftrunkene und doch so üppige Zeugungsmöglichkeit, so dunkle Empfängnissehnsucht drinnen in ihrem Schoße bergende Welt des Morgenlandes wirken? Die Früchte, die in den Steppen Turans, dem Lande, das auch so lange, lange in Unfruchtbarkeit und Dürre dagelegen hat, jetzt Tag um Tag dem Moskowiter zuwachsen, weil er vor zwanzig und dreißig Jahren seine Bajonette und seine Ingenieure in die Turkmenenwüste, an den Oxus und Jaxartes sandte — wer wird sie hier am Tigris auf der Flur Assyriens und hinab bis Babylon, hinauf bis ans Mittelmeer sich pflücken? Als Eroberer mit dem Schwert können wir nicht, wollen wir nicht hierher kommen, auch können weder wir noch unsere Kinder bei der Hände Arbeit unter dieser Sonne leben, aber darum sollen unser Wille, unser Geld und was wir darüber hinaus noch Besseres an uns und in uns haben, doch dies Stück Orient befruchten (und das in Kürze!), daß es nunmehr uns gebe, was es einst Assyrern, Babyloniern und Persern, Makedonen, Parthern und Römern gegeben hat.

Gestern, als ich von der Höhe des linken Tigrisufers aus Dschesireh von fern erblickt hatte und die Berge hinunter über die Ebene am Strome ritt, wo nach dem Übergang die Armee Alexanders ihre Zelte und Lagergassen aufschlug, und zu der die Römer in Bezabde so oft von der Mauer der Stadt herab als zum äußersten Grenzstreifen des feindlichen Ostreichs hinübergeblickt haben, kam mir jenes „Lied der Legionen“ von Felix Dahn in den Sinn, das mich als Gymnasiasten so unsagbar begeistert hatte, und ich sagte mir im Reiten die Verse wieder, so warmen Herzens wie damals, her:

Durch deutschen Schnee, durch Parther-Sand,
Mit immer gleichem Schritte
Wir tragen mit das Vaterland
Und Römer-Recht und Sitte.

Und nach dem Sieg das Schwert gesenkt
Und Pflug geführt und Spaten;
Das Land, das römisch Blut getränkt
Wird römischer Penaten.

Denn wo der Feldherr Lager schlug,
Da mag uns Heimat werden;
Wir folgen unsrer Adler Flug,
Und unser ist die Erden.

Der Sumpf versiegt, der Urwald fällt,
Nahn sich des Liktors Stäbe;
Wir bringen eine schön're Welt,
Den Ölbaum und die Rebe.

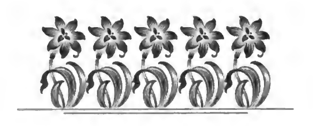
Am Euphrat und am Donaustrom
Blüht frommer Dienst der Laren,
Und rings ersteht ein kleines Rom
Zum Staunen der Barbaren.

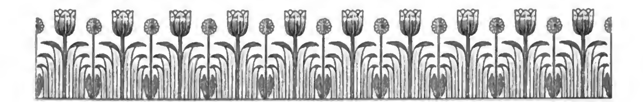
Und Straßen bauet von Granit,
Die noch in fernsten Tagen
Den eh'rnen Schritt, den Siegesschritt
Der Schlachtkohorten tragen.

Denn uns ward aus Orakelmund
Das Schicksalswort verkündet:
„So ewig steht im Erdenrund
Das Römerreich gegründet,

So lange ziehn von Pol zu Pol
Die römischen Legionen,
Als am betürmten Kapitol
Die ew'gen Götter thronen!"

Was geht doch von diesem Römervolke für ein Zauber aus — vom Knaben, der seinen Julius Cäsar de bello Gallico zusammenzustümpern anfängt, bis zum weißhaarigen Gelehrten, der auf zwei Menschenalter Geistesarbeit am Erbe des alten Imperiums zurückschaut!





Fünftes Kapitel.

Obermesopotamien.

Nsebin, den 16. November.

Vorgestern in der Frühe sind wir von Dschesireh abgeritten; heute, nach drei bequemen Märschen, zog unsere Karawane in das kleine, fast ganz aus aufgelesenen und zerschlagenen Römerquadern erbaute Landstädtchen ein, an dem noch der Name der alten und berühmten Veste Nisibis haftet.

Gleich nachdem wir die schmutzigen Trümmerhaufen Dschesirehs hinter uns gelassen hatten, wandte sich unser Weg westwärts. Wir stiegen in ein ziemlich tief in massige Konglomeratbänke eingeschnittenes Thal hinab, durch das ein Nebenflüßchen dem Tigris zueilte und gewahrten unten im Grunde die Wasserrinne, von den mächtigen Trümmern einer alten gemauerten Brücke durchsetzt. Näher kommend erkannte man das massige Gemäuer alsbald an der Quaderfügung und dem cementartigen, steinharten Mörtel als ein Werk der Römer! Kaum sind wir in den Grenzen des einstigen Imperiums, so treten uns auch schon die ersten und stärksten Zeugen seines Daseins und seiner Kraft entgegen: die Straßen, die mächtigen, starken Sehnen, die jenen gigantischen Organismus zusammenhielten. Noch eine ganze Weile konnten wir die Überreste des alten Weges verfolgen; Steinschüttungen und eine sichtlich von Menschenhand in die Berglehne eingearbeitete Führung steigen von Grunde des Thales an bis auf die Oberfläche des vulkanischen, niedrigen Plateaus empor, das nördlich

über dem Rande der großen Ebene lagert und über das die Straße dann weiter in der Richtung auf den Euphrat zuführt. Zwischen dem eigentlichen hohen Taurus jenseits Diarbekir und dem mesopotamischen Tieflande liegt hier eine breite Stufe von Berg- und Hügelland, der Tur-Abdin, aus dem heraus sich in der Vorzeit vulkanische Massen nach Süden ergossen haben müssen. Näher nach den Bergen zu ist alles Land noch eine wilde Lavawüste; je mehr zur Ebene hin, desto mehr hat sich das schwarze, erstarrte Gestein in fruchtbare Ackererde verwandelt. Ursprünglich, d. h. zur Römerzeit und früher, lief natürlich auch die große Verkehrslinie zwischen der Mittelmeerküste und den Landschaften jenseits des Tigris durch diesen von Natur höchst fruchtbaren Landstrich; jetzt haben die Räubereien der unbotmäßigen Nomadenstämme Mesopotamiens und des südlichen Kurdistan nicht nur aus dem Fruchtlande eine Wüste gemacht, sondern auch den spärlichen Verkehr, der noch existiert, gezwungen, den Weg nicht durch das offene Land zu nehmen, sondern sich statt dessen mühsam durch das Gewirr der Lavafelder hindurchzuwinden. Zehn Stunden lang sind wir an zwei Tagen dem schmalen und gewundenen Pfade gefolgt, den die Karawanen im Laufe der letzten Jahrhunderte der Türkenherrschaft zwischen den schwarzen Steinen eingetreten haben! Hier predigten wieder einmal die Steine! Gestern Nachmittag erreichten wir endlich das Ende der ermüdenden Wegstrecke. Immerhin ist auch diese Region nicht unbewohnt; es giebt Quellen, kleine Stücke freieren Landes und hier und da ein Dorf.

Der Tagemarsch war nicht lang gewesen, und die Sonne stand noch am Himmel, als unsere Führer uns bereits ganz in der Nähe die ärmliche Christenansiedelung zeigten, wo diesmal übernachtet werden sollte. Eben waren wir an den Rand des Lavaplateaus gekommen; unten vor uns, gegen Sonnenuntergang, lag das Dorf: eine Gruppe schwärzlicher Steinhaufen inmitten von etwas Grün. Offenbar floß hier Wasser vom Tur-Abdin in die Ebene herab, das auch in dieser Jahreszeit noch ausdauerte, denn die Winterregen hatten noch kaum begonnen. Jetzt öffnete sich auch die bisher eine Zeit lang verdeckt gewesene Aussicht nach Süden über die große Ebene hin. Wie die unabsehbare Fläche des Meeres dehnte sie sich gelbbraun in die Ferne, regungslos wie stille See, nichts als das Schweigen der Unendlichkeit von dem Platz an, wo wir hielten, bis an den fernen Horizont und darüber hinaus. Der „schwarze Sand“ in Turkestan kann keinen Eindruck machen, der verlassener von allem Menschlichen und aller Kultur wäre,

als dieses herbstliche Mesopotamien — und doch ist diese Öde einstmals ein menschenwimmelndes Land gewesen. Achtundzwanzig Tells, große und kleine, und mehrere darunter von mächtigen Dimensionen, zählte ich in diesem Augenblick allein innerhalb des Gesichtsfeldes, das wir, mit einer leisen Wendung nach rechts und links, südwärts vor uns hatten. Achtundzwanzig Städte haben also einst hier gelegen! Hier? fragst du dich, hier? Hier, wo der Boden jetzt niemandem mehr Nahrung giebt, als Heuschrecken und Wühlmäusen, wo



Ein Tell.

die arabischen Banditen der südlichen Steppe und die Geier hoch in der Luft als die einzigen Herren übrig geblieben sind?

Wann wohl die Tells einstmals bewohnt waren? Noch hat die Forschung ihr letztes Wort nicht darüber gesprochen, ja kaum erst überhaupt ein Wort. Einmal bin ich auf die Spitze eines solchen Hügels, der hart an unserem Wege lag, hinaufgeritten, unser Dolmetscher und einer der Saptiehs mit mir. Oben war ein rohes Monument aus aufgelesenen Steinen errichtet; formlose Steinbrocken, kleine Ziegelstückchen und Thonscherben bedeckten die ganze Oberfläche des künstlichen Berges. „Wer hat diese Steine aufeinandergelegt?" fragte

ich. „Räuber haben hier gesessen, Herr“ war die Antwort — „sie pflegen solche Zeichen zu hinterlassen, wo sie übernachtet und gegessen haben. „Räuberberg“ ist auch der Name dieses Hügels! Ich trieb mein Pferd so nahe an den Steinhaufen heran, daß ich ihm mit dem Fuß im Bügel einen kräftigen Stoß geben konnte. Klappernd und krachend stürzte der ganze Pfeiler in sich zusammen, so daß mein alter Schimmel vor den umherrollenden Steinen eilig zur Seite sprang. Während meine Leute mißbilligend den Kopf schüttelten und halblaut ihre Unzufriedenheit mit meinem Thun zu erkennen gaben — wer könne wissen, ob die Errichter des Denkmals nicht einen geheimen Zauber hineingethan hätten! — stieg ich ab und besah mir das Material, aus dem es erbaut gewesen war. Unter den vielen formlosen Stücken fand sich auch ein großes Fragment einer aus schwarzem Lavastein gehauenen Schale, die aus griechischer oder römischer Zeit zu stammen schien; daneben aber lag zwischen all dem Getrümmer ein kleines Stück schwarzen Feuersteins. Ich hob es auf und war nicht wenig überrascht, ein Stück von einem gut gearbeiteten Steinmesser in der Hand zu halten. Der Regen mochte diesen Zeugen der ältesten Besiedelung des Hügels ausgewaschen und zu den anderen Trümmern an die Oberfläche gebracht haben! Das primitive Steinwerkzeug aus den fernsten Epochen menschlicher Gesittung, das feste, schöne Gerät aus der Zeit höchster Kultur in diesen Gegenden und das rohe Denkmal barbarischer Banditen aus der Gegenwart — da hast du die Geschichte des Landes seit fünftausend und mehr Jahren auf einen Quadratmeter Erde beisammen!

Werden sie es aber begreifen, die Gebildeten, die Staatsmänner, alle die geistigen Leiter des Volkes daheim, daß diese Steine schreien, daß sie uns zurufen, uns: Herbei in dies alte Land, herbei, laßt nicht Andere, Raschere eher begreifen, worum es sich hier handelt, um Brot für Millionen, um Nahrung für zukünftige Geschlechter! Einer freilich, der hat es bei uns schon lange begriffen — der Kaiser! Er hat es so sehr begriffen, daß er um dieser Sache willen damals es auf sich nahm, seine hohe Gemahlin im Geleit des schwarzen „Hüters der Paradieseswonnen“, des verschnittenen Negersklaven vom Range eines Großwesirs, in das .... Frauenhaus des Großherrn gehen zu lassen, um die Weiber darin durch einen Besuch zu ehren — aber wieviele unter uns sind es, die wirklich begreifen, was der Orient für uns und was Ziel und Zweck der kaiserlichen Orientpolitik ist? Die einen denken, sie wüßten es wunder wie gut und richtig, und nachdem sie vielleicht einmal längs

der Eisenbahnlinien ins vordere Anatolien hineingerochen haben, diskreditieren sie uns in der Türkei; durch ihre die Öffentlichkeit hinaus vorgetragenen Ideen von Kolonisation, Bauernansiedlungen u. dergl., die anderen halten es nicht einmal für der Mühe wert, sich auf ihrem alten Schulatlas darüber zu orientieren, wo Mesopotamien und Anatolien liegen, stellen sich vor, der Euphrat münde bei Smyrna und die Türkei sei ein Land, in dem die Männer viele Frauen hätten und wo es viele dicke Turbane, Roßschweife, Nargilehs und Teppiche gäbe. Wann wird man es bei uns begreifen, Alte wie Junge, daß Länder- und Völkerkunde jetzt wichtiger sind, als Biersimpelei und Skatspielen!

Ein halbes Jahrtausend haben Parther, Perser und Römer um Obermesopotamien gerungen. Von den Tagen des Mithridates und Crassus, der bei Carrhä (Harran) zu Grunde ging, bis zur Eroberung alles Landes zwischen den Strömen durch Trajan im Jahre 115 unserer Zeitrechnung schwankte das gegenseitige Machtverhältnis hier im Osten öfters hin und her; dann blieben das Übergewicht und der Besitz zweieinhalb Jahrhunderte hindurch bei den Römern, bis nach dem Tode des Julianus im schimpflichen Frieden Jovians fast ganz Mesopotamien an die Sassaniden verloren ging. Jetzt auf dem Ritte von Dschesireh nach Nisibis habe ich begriffen, weshalb die Völker des Altertums diese Gebiete eines so heißen, fortwährenden Ringens für wert hielten. Von dem Punkte an, wo die Lavaklippen aufhören ist weithin nach Süden und Westen der Boden von prachtvoller Fruchtbarkeit und giebt, allein vom Regen getränkt, Ernten reicher Fülle jedem, der ihn zu bebauen und seine wachsende Saat gegen die Räuber der Wüste zu schützen weiß. Darum hat hier, wie die Tells beweisen, schon in uralter Zeit eine starke Bevölkerung gelebt, darum haben Römer und Parther, Perser und Araber stets nach dem Besitz dieses frucht- und menschenreichen Stückes Erde gestrebt und sind mit den schwersten Opfern von Blut und Gut es zu erobern oder zu verteidigen bemüht gewesen.

Als wir bereits unmittelbar vor Nisibis waren, bemerkten wir Arbeiter damit beschäftigt, den Weg zu chaussieren. Man findet nämlich meistens — zu welchem Zwecke, vermag ich nicht anzugeben — vor und hinter den Städten auf der großen Route von Bagdad nach Konstantinopel vom resp. bis zum Thore ein Stückchen Chaussee gebaut. Jahr für Jahr müssen alle männlichen Einwohner des Ortes entweder selber drei Tage an der Fortsetzung dieses Werkes arbeiten

oder drei Piaster*) bezahlen. Natürlich giebt, wer irgend kann, lieber das Geld, und auf diese Weise sind denn auch wirklich von dem 60000 Einwohner zählenden Mosul aus in 15 Jahren 2 Kilometer Chaussee fertig geworden. Vielleicht findet einer unserer Leser die Aufgabe kurzweilig, auszurechnen, wie lange Zeit es dauern wird, bis die mehr als 600 Kilometer betragende Strecke von Bagdad bis Mardin (von dort ab ist die Straße bereits gebaut) beendet sein wird. Die Arbeiter nun bei Nisibis waren alle Christen aus einem benachbarten Dorfe, die man zum Straßenbau ohne Lohn gepreßt hatte, nachdem die Wegesteuerpiaster in die Tasche der erhebenden Beamten geflossen waren. „Wann werdet ihr endlich zu uns kommen?" riefen die armen Leute uns zu, als wir vorbeiritten. „Für euch bauen wir diesen Weg, damit ihr ins Land kommen möget, Tausende und Tausende — dann wird all unser Elend zu Ende sein!"

Dies ist das Land, durch das die Bagdadbahn gehen soll — die zukünftige deutsche Hochstraße vom Ägäischen Meer zum Persischen Golf. Wahrlich, von dem Tage an, wo das stählerne Doppelband der Schienen in der Sonne Mesopotamiens glänzt, werden Volkszahl und Reichtum hier sich mehren, als ob jene Göttin der Alten durchs Land ginge, unter deren Tritten Kornähren und jede Frucht des Feldes wunderbar von selber hervorsproßte, wohin sie sich nur wandte. Alles, alles wartet hier darauf, daß eine abendländische starke Macht mit kräftigen Interessen in dieser Erde Wurzel fasse. In dem Augenblick, wo das geschieht, ist auch die Sicherheit dafür gegeben, daß das obere Mesopotamien wieder derselbe schwere prächtige Edelstein im Kranz der Länder Vorderasiens wird, wie zur Zeit der Assyrer, Perser und Römer.

Urfa, den 29. November.

Von Nisibis bis hierher ist ein weiter Weg und viel zu erzählen! Wir schieden von jener alten Römerfeste mit dem Gefühl der Verwunderung, wie eine Stadt von dieser Größe mit allen ihren Bauten in kaum einem Jahrtausend vom Erdboden verschwinden kann! Noch

*) Ein Piaster = 18 Pfennige.

zur Zeit des Chalifats war Nisibis blühend — jetzt unterscheidet sich das Ruinenfeld, das den Umfang der einstigen Stadt bezeichnet, mit seinem Gewirr von Hügeln aus Schutt und Gruben im Schutt kaum von den Überresten Ninives, das doch schon vor zweieinhalb Jahrtausenden der Zerstörung anheimfiel. Mitten in diesen Trümmerhaufen ragen noch fünf korinthische Säulen mit etwas Gebälk darüber aufrecht empor — die eine ist der Länge nach von oben bis unten gespalten. Nur die obere Hälfte der schönen Monolithe aus rosa Marmor ist sichtbar — die untere steckt im Schutt, der ringsumher so hohe Wellen schlägt, daß viele der Haufen von Stein, Ziegel und Scherben mit ihren Gipfeln die Säulengruppen noch überragen.

Ein einziges Gebäude aus dem alten Nisibis ist übrigens doch, wenn auch nur zum größeren Teil und vielfach gestückt und geflickt, auf unsere Tage gekommen: die Kirche Mar Jakub. Mar Jakub („Herr", d. h. „der heilige" Jakob) ist der Bischof Jakobus von Nisibis, eine Säule der Kirche im 4. Jahrhundert, und der Ahnherr der nach ihm so genannten „jakobitischen" Kirche. Gleich dem nestorianischen Bekenntnis existiert diese Gemeinschaft als ein Überbleibsel des alten syrischen Christentums bis auf den heutigen Tag und zählt etwa 50000 Bekenner in den Städten und Dörfern Mesopotamiens von Urfa und Diarbekir hinunter bis Bagdad. Ein Teil der Jakobiten — weitaus der geringere — ist mit Rom uniert, und der Patriarch dieser „unierten" Syrer in Mosul, Rachmani, — er ist wohl der gebildetste lebende Orientale — war zwischen Urmia und Urfa der einzige Mensch, mit dem ich, außer mit meinen Reisegefährten mich deutsch habe unterhalten können.

Die Kirche des heiligen Jakobus von Nisibis hat vielleicht begründeten Anspruch darauf, als das älteste noch erhaltene Gotteshaus der Christenheit zu gelten. Nur die Konstantinsbasilika in Bethlehem könnte ihr den Rang streitig machen, falls der Nachweis wirklich erbracht wird, daß sie gleichfalls im wesentlichen aus dem 4. Jahrhundert stammt. Der Bau von Nisibis ist architektonisch eine höchst merkwürdige Anlage. Ursprünglich waren drei gleich große und hohe gewölbte Schiffe vorhanden, von denen das südliche jetzt zerstört ist, aber sie sind allesamt so kurz, daß die Kirche ihre längere Achse nicht von West nach Ost, sondern von Norden nach Süden hat, und der Anschein entsteht, als ob drei (jetzt zwei) ungefähr quadratische Kirchen, jede mit besonderer (von außen nicht enkennbar) Apsis und eigenem

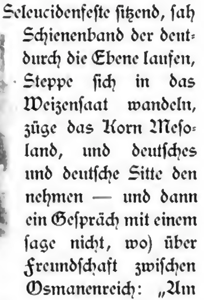
Altar, nebeneinander ständen. Deutlich hebt sich die reiche Steinhauerarbeit, mit der in der Zeit und im Stile Justinians die Kirche geschmückt worden ist, von den zwei Jahrhunderte älteren, ein merkwürdiges Gemisch von barbarischen und klassischen Motiven aufweisenden Mauern und Pfeilern des ursprünglichen Baues ab. Tief unten in einer Krypta steht der Steinsarkophag des Mar Jakub; im Deckel ist ein tiefes, rundes Loch, das dadurch entstanden und ausgeweitet ist, daß jeder Gläubige, der an diesen Ort kommt, hierin den Nagel seines rechten Daumens mit ein paar schnellen Drehungen poliert. Auch einer von unseren beiden Saptiehs — ein jakobitischer Christ — that so, wußte uns aber nichts über das „Warum" zu sagen als das übliche: „das ist unser Brauch, alle unsere Väter haben so gethan!"

Während wir am Sarge waren, holte der führende Priester eine gut erhaltene Silberdrachme aus der griechischen Zeit hervor (das Stück trug das Bild eines Palmbaums mit einer Gezelle darunter) und bot sie uns zum Kauf an. Da die Münze ausnehmend schön war, ging ich mit meinem Gebot bis auf 5 Franken hinauf, — aber der Mann forderte zwanzig türkische Pfund (368 Mk.) dafür und ließ sich auf einen weiteren Handel gar nicht ein! Dgl. ist auch eine Folge der vielen und mit reichen Mitteln ausgestatteten archäologischen Expeditionen, namentlich der englischen, die in diese Länder gehen. Ein sonst sehr gebildeter christlicher Syrer erzählte mir auch in Mosul ganz offen, daß auf einem seiner Landgüter ein bisher noch unbekannter Stein mit Keilinschrift läge, er habe ihn aber der deutschen Expedition Belck-Lehmann nicht gezeigt, weil er von Engländern, die auch wohl noch kommen würden, mehr dafür erwarte: „vielleicht ist der Stein tausend Pfund wert und der deutsche Professor wird mir ein Pfund bieten, nachdem er die Schrift gelesen hat!" So unsinnige Vorstellungen vom Werte aller „Antikas" trifft man hier überall; selbst wenn jemand nur einen abgeschliffenen römischen Kupferdenar gefunden hat, so träumt er mindestens von Medschidiés (Silberstücke zu $3\frac{1}{2}$ Mk.), die ihm der Franke dafür geben würde. Die reisenden Engländer mit ihren umhergestreuten Pfunden sind aber doch nur die eine Ursache solcher Ideen — die andere liegt tiefer. Dieses ganze Volk ist im Innersten durchdrungen von dem Bewußtsein, daß in der Vorzeit hier ganz andere, mächtigere und stärkere Menschen und Nationen gelebt haben müssen, als jetzt. Christen und Muhammedaner haben mir öfters in gleicher Weise bekannt: „Ja die Alten, die all das gebaut haben, was Du zu sehen bekommst, das waren Männer — aber

was sind wir! Uns gelingt nichts mehr, wir haben keinen Eigentümer, der sich um uns kümmert und uns anleitet.“ Dieser Glaube an die Größe und Weisheit der Alten, die vor Zeiten das Land besaßen, thut auch ein großes Stück dazu, daß jedes Bäuerlein heute glaubt, in dem Pfennig mit dem Bilde des Constantius oder Valerianus Cäsar ein Stück von geheimnisvollem Werte in der Hand zu haben, einem Werte, den der kluge Franke wohl kennt und um dessentwillen er die weite Reise über Länder und Meere macht, allerlei „Antikas“ aus diesem Lande zu holen.

Der Weg von Nisibis über Mardin nach Urfa führt an vielen Resten der römischen Zeit vorbei und selbst mitten hindurch. Gleich hinter Nisibis liegen hart an der Straße nahe bei einander die mächtigen Ruinen zweier Festungswerke, in die jetzt ein paar elende Kurdendörfer hineingebaut sind. In der byzantinischen Epoche lief hier die Grenze gegen das Perserreich; damals, als die Rhomäer und die Sassaniden miteinander fochten, wurden diese gewaltigen Quadertürme und Wälle erbaut, um das dahinter gegen den Euphrat liegende Land zu schützen. Auch die hohe, weiße Bergstadt Mardin existierte als Marde schon im Altertum, und beim Besuch der jetzt in Trümmern liegenden, einst uneinnehmbaren Citadelle auf der Spitze des Felskegels, um den der — zur Hälfte christliche, etwa 30000 Einwohner zählende — Ort herumgebaut ist, konnte ich deutlich noch große Reste römischen Mauerwerks, aus den bekannten großen und fugengeränderten Quadern ohne Mörtel gefügt, erkennen. Wir ritten aus der Ebene nach Mardin hinauf, um dort zu übernachten und einen Tag bei dem gastlichen Franziskanerpater Daniel zu rasten. Aus dem Fenster meines Zimmers im Hospiz hatte ich eine weite Aussicht über die meeresgleiche Ebene Mesopotamiens; noch prachtvoller war der Blick am nächsten Tage von der Höhe der Citadelle herab. Sonne, Wind und Gewölk kämpften einen scharfen Strauß miteinander aus; bald jagten lange, dunkle Wolkenschatten eilends über die braune, endlose Fläche hin, bald glänzte die ganze Ebene bis zum fern verschwimmenden Horizont, leuchtend von der vollen Strahlenflut übergossen, in goldenen Tönen auf, als ob ein flimmerndes, gleißendes Fabelland sich dort vom Fuß der nackten Berge ab in eine glückselige Ewigkeit hinüberdehne! Nahe der Stadt zeigte das tiefbraune Kolorit der Erde unten das frischgeflügte Ackerland an; weiter gen Süden, Osten und Westen waren ähnliche dunkle Flecke in der Steppe sichtbar: sie bezeichneten die Lage von ein paar Dörfern.

So wie diese kleinen Landstückchen, so könnte alles Erdreich hier beackert werden, soweit das Auge von der Höhe Mardins nur reicht. Tagereisen weit nach jeder Richtung giebt es nichts als Ackererde, ausgenommen den Norden, wo bloß Rebengelände und Gärten sich stundenweit durch eine steinige Hügellandschaft hindehnen. Als Römer, Parther und Perser hier mächtig waren, da ging der Pflug über all dieses Land, das nun wüst liegt und eines neuen Besitzers harrt, daß es ihm wieder seinen Ertrag gebe, ihn reich und stark mache. Auf den Trümmern der alten Römer- und Seleucidenfeste sitzend, sah ich im Geiste das Schienenband der deutschen Bagdadbahn durch die Ebene laufen, sah das Braungelb der Steppe sich in das Grün und Gold der Weizensaat wandeln, sah lange Eisenbahnzüge das Korn Mesopotamiens nach Deutschland, und deutsches Eisen, deutsches Gerät und deutsche Sitte den Weg über den Euphrat nehmen — und dann dachte ich wieder an ein Gespräch mit einem alten klugen Türken (ich sage nicht, wo) über diesen Bahnbau und die Freundschaft zwischen Deutschland und dem Osmanenreich: „Am letzten Ende wollt ihr doch auch nichts weiter, als das Land nehmen, so gut wie die Engländer und Russen, und die Eisenbahn wird der Strick sein, mit dem ihr es an euch zieht!"



Urfa, den 1. Dezember.

Die Bagdadbahn! Es ist schwer wiederzugeben, wie sehr dieser Gedanke hier alle Interessen beherrscht! Wir ritten von Mardin nach Tell Ermen, vier Stunden weit in der Ebene gelegen, hinunter, wo einstmals die armenische Königsstadt Tigranokerta gestanden haben soll: kaum war im gastfreien Hause eines christlichen Priesters, der uns Quartier gab, der Begrüßungskaffee gereicht, so steckte auch schon das Zimmer voll Menschen, die nur eine Frage hatten: Was wißt ihr von der Eisenbahn? Mit Eifer setzte ein alter Graubart aus-

einander, daß die deutsche Kommission im vorigen Jahre einen falschen Eindruck von der Fruchtbarkeit des Landes bekommen haben müsse; es sei damals gerade das dritte Jahr Mißwachs über die Erde gegangen, dazu hoher Sommer und Gras und Kraut verbrannt. Zwei Tage darauf übernachteten wir in Waranschehir, einem Städtchen, das sich in den mächtigen Ruinen einer großen römischen Ortschaft*) eingenistet hat, wie ein grüner Brombeerschößling im modernden Stumpf einer gefällten Eiche — dieselbe Frage: die Bahn, die Bahn! Bei Waranschehir muß ich übrigens noch aus einem anderen Grunde verweilen; was hier in neuester Zeit geschehen ist und geschieht, ist typisch für ein wichtiges und — vielleicht — verhängnisvolles Stück neuester Geschichte der Türkei. Einer der großen Hamidiéchefs, die von der Pforte den Paschatitel bekommen haben, Ibrahim, hat hier nämlich seinen Sitz und regiert als unumschränkter Fürst über ein weites Gebiet, das nördlich bis an die große Straße Urfa—Diarbekir und südwärts bis an den Euphrat reicht. Er ist ein Räuber großen Stils; Karawanen, Hammelherden und Dorfschaften gelten ihm als gleich willkommene Beute — aber er hält streng darauf, daß seine Leute ihre Raubzüge nur im fremden, d. h. nicht ihm unterworfenen Gebiete unternehmen. Bei sich zu Hause hält er strenge Ordnung und ladet von weit und breit Flüchtlinge, Geplünderte oder sonst Schutzbedürftige ein, zu ihm zu kommen, er würde ihnen Land und Sicherheit für ihr Leben und ihr Eigentum gewähren. Unmittelbar unter den Mauern von Mardin habe ich Dorfschaften gefunden, die drauf und dran waren, ihre Äcker und Hütten im Stich zu lassen, um mit Sack und Pack zu Ibrahim Pascha auszuwandern, und auf diese Weise ist Waranschehir in der letzten Zeit ein für türkische Verhältnisse sichtlich aufblühender Platz geworden. Namentlich von den ausgeraubten und flüchtigen Christenfamilien der Nachbargebiete haben sich Hunderte hier angesiedelt und singen nun das Lob ihres mächtigen Schutzherrn. Die Kehrseite dieses Bildes ist die, daß Ibrahim Pascha gegen alles, was ihm noch nicht gehört, offenen Krieg führt, namentlich gegen seinen gleich mächtigen Nachbar im Osten, den bis Mosul hinunter berüchtigten Mustafa von Dschesireh.

Diese beiden Hamidiés, Ibrahim und Mustafa, sind zwischen Mosul und Urfa viel mächtiger, als die türkische Regierung; wen sie

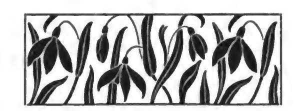
*) Der alte Name ist nicht sicher bekannt — vielleicht Chaboras, vielleicht Constantina, vielleicht Antoninopolis.

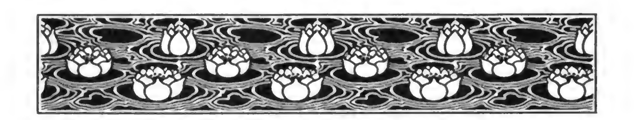
befeinden, dem ist über kurz oder lang sein letztes Brot im Lande gebacken, und wer zu ihnen hält, der hat damit einen Freibrief für Raub, Erpressung und jegliche Gewaltthat in den Dörfern außerhalb des Hamidiégebietes. Unsere Saptiés, die uns eskortierten, erklärten mehr als einmal ganz offen, sie könnten uns zwar sonst gegen alle Unannehmlichkeiten schützen, nicht aber gegen die Hamidiés, wenn es denen einfiele, sich an uns zu machen; die Hamidiés kümmerten sich nicht einmal um die Walis und Mutessarifs (Ober- und Regierungspräsidenten), wieviel weniger um Polizei und Gendarmen! Selbst ganze Städte stehen vollständig unter dem Terrorismus dieser gefährlichen Miliz. Der Kurdenhäuptling in Dschesireh z. B., ein Vasall Mustafas, lacht den türkischen Untergouverneur in dem wackeligen, schmutzigen Regierungsgebäude einfach von seinem prächtigen Hause in der Stadt herab aus, wenn es jenem einfällt, irgend etwas, Großes oder Kleines, auf eigene Faust zu thun, ohne sich mit ihm, dem eigentlichen Machthaber, vorher zu verständigen. Man kann die Lage, ohne zu übertreiben, dahin zusammenfassen, daß sowohl in den kurdischen, wie den arabischen Gebieten zwischen dem armenischen Taurus und dem mittleren Euphrat außerhalb der großen Städte überhaupt kaum mehr regiert wird, vielmehr ist der einzige wirkliche Machtfaktor dort die Willkür der Hamidiéhäuptlinge und der Beduinenschechs, die es jenen, je länger desto mehr, mit Erfolg nachzuthun versuchen. Gerade in den letzten zwei bis drei Jahren soll sich die Lage reißend verschlimmert haben, und zwar sind die armenisch-syrischen Christenmassakres und die ungeheuren Plünderungen, die damals den kurz vorher organisierten Hamidiés von oben herab befohlen resp. gestattet worden, der eigentliche Anlaß dazu gewesen, daß diese Zehntausende schon von Natur unbotmäßiger und räuberischer Gesellen auf der einen Seite zum Bewußtsein der Macht kamen, die in der ihnen verliehenen Organisation und vorzüglichen Bewaffnung steckte und auf der anderen Seite den Genuß des unbeschränkten wilden Raubens und des flotten Lebens vom Raube kennen lernten. Jetzt machen sie schon keinen Unterschied mehr zwischen christlichen und muhammedanischen Dörfern und es kann keine Rede davon sein, daß die Regierung jetzt noch, wenn sie wollte oder einmal wollen müssen wird, ohne schwere und blutige Kämpfe, ohne einen regelrechten Feldzug, dieser Geister wieder Herr würde, die sie vor acht Jahren gegen Armenier und Russen zu beschwören angefangen hat. Als kürzlich 300 Hamidiés von Regierungswegen aus der Gegend von Mardin nach Musch be-

rufen wurden, haben sie einfach erklärt, sie gingen nicht, weil sie ihre Dörfer, ihre Habe und Angehörigen, nicht allein lassen wollten. Sprachens — und die Gouverneure von Musch und Mardin fügten sich! Man kann sich nach dieser Probe denken, welches der Erfolg sein würde, wenn die Truppe einmal wirklich gegen die Kosaken aufgeboten und aus ihren Bergen an den Araxes oder den Pontus entboten werden sollte. Keiner von ihnen würde kommen, sondern die großen Häuptlinge werden in einem solchen Falle, wo die Zentralregierung anderswo ernsthaft engagiert ist, an nichts anderes denken, als an die Vergrößerung und Befestigung ihrer persönlichen Macht und ihres Besitzes auf Kosten der Staatsgewalt. Auf der ganzen langen Karawanenroute, die durch Nord- und Ostmesopotamien führt, haben Handel und Verkehr infolge der Hamidiéwirtschaft erschreckend abgenommen; der Bauer ist verarmt, der Kaufmann und Handwerker fangen an, es zu werden und selbst in dem großen und wichtigen Platze Mossul gehen Handel und Wandel seit den Schreckenswintern von 1895, 96 und 97 lahm. Natürlich macht sich das in fortdauernden Steuerausfällen und fortdauerndem merklichen Sinken der Bevölkerungsziffer fühlbar, und so wird das Urteil von nüchternen Kennern und Beurteilern der Dinge hier verständlich: die armenischen Greuel können der Pforte noch einmal teurer zu stehen kommen, als der letzte Russenkrieg, wenn sie die kurdisch-arabischen Provinzen im Taurusgebiet erst einmal mit Gewalt den Hamidiés wieder wird abnehmen müssen. Auch in dieser Beziehung würde der Bahnbau von höchster Bedeutung sein, und weil natürlich nicht viel Scharfsinn dazu gehört, um in ihm einen gewaltigen Machtfaktor der staatlichen Ordnung und Autorität zu erkennen, so sind die Hamidiés erbitterte Feinde der Bagdadbahn und aller ähnlichen Pläne. Merkwürdig ist übrigens, daß ich in den letzten Tagen namentlich aus türkischen Kreisen mit großer Bestimmtheit das Gerücht vernommen habe, das Projekt sei überhaupt aufgegeben. Das eine Mal heißt es, Rußland habe ein scharfes Veto eingelegt, das andere Mal, die Berater des Sultans hätten ihren Herrn überzeugt, daß die Deutschen, trotz ihrer angeblichen Freundschaft für das osmanische Reich, die Bahn doch nur bauen wollten, um hernach das Land einzustecken. Daß diese letztere Idee ein in alttürkischen Kreisen — schon zur Zeit des Kaiserbesuchs in Konstantinopel und Jerusalem! — sehr stark variiertes Thema ist, weiß ich zuverlässig; sollte aber in den drei Monaten, die ich so gut wie ohne Nachricht über die politischen Ereignisse bin, wirklich das Unglaubliche geschehen

und unsererseits der Bahnbau unter dem Druck irgendwelcher Erwägungen aufgegeben oder auch nur auf lange hinaus aufgeschoben sein? Dann allerdings ist, fürchte ich, die deutsch-türkische Freundschaft etwas noch Übleres gewesen, als bloß ein zwischen Notwendigkeit und Genierlichkeit etwas schillerndes Verhältnis. Wenn wir die Bagdadbahn nicht bauen, so wird sie eben jemand anderes bauen, und die Wiedererstehung von Reichtum, Kultur und Gesittung im Vorderen Asien wird für uns dann — ein interessantes Schauspiel sein! Aber hoffentlich habe ich hier nur einen bösen Traum.*)

*) Ich lasse diese Worte so stehen, wie ich sie im vorigen Winter in Urfa geschrieben habe. Klarheit in die Frage des Bahnbaus ist ja für die Öffentlichkeit immer noch nicht gekommen. D. Vf.





Sechstes Kapitel.

Nordsyrien.

Auf dem Euphrat, zwischen Samsat und Biredschik, den 6. und 7. Dezember.

Eine merkwürdige Fahrt das! Mit der Zeit habe ich die Mehrzahl der Transportmittel, die auf diesem Planeten gebräuchlich sind, doch kennen gelernt; nur zu Zweirad, Hundeschlitten und Luftballon hat es noch nicht gereicht — aber aufgeblasene Ziegenfelle habe ich zum Fortkommen bisher noch nicht unter mir gehabt!

Seit einigen Tagen bin ich wieder unterwegs, um die Zeit nützlich anzuwenden, bis der aus Aleppo für meinen erkrankten Reisegefährten telegraphisch bestellte Wagen in Urfa eingetroffen ist und den Patienten an die Euphratfähre von Biredschik gebracht hat. Dort wollen wir wieder zusammentreffen und miteinander nach Aleppo gehen. Wir haben in Urfa im Hause des Deutschen Hilfsbundes für Armenien gewohnt, der sich neuerdings in eine „Deutsche Orientmission" umgewandelt hat, und mit herzlicher Freude konnte ich den blühenden Stand des großen, über 300 Kinder zählenden Waisenhauses und der in drei Jahren aus weniger denn Nichts zum Besten von vielen hundert notleidenden Menschen ins Leben gerufenen Teppichindustrie konstatieren. Hier ist in der That ein Werk geschaffen, das dem deutschen evangelischen Namen bei Muhammedanern und Christen hohe und verdiente Ehre macht — eine großartige Pionierarbeit im

Namen des Christentums wie der deutschen Nation für die Zeit, da wir, wills Gott, dereinst im großen die Arbeit der Wiedergewinnung des Orients für die christlich-abendländische Kultur in Angriff nehmen dürfen.

Früh am 4. Dezember, bei herrlichem Wetter, als ob es ein Tag aus unserem deutschen Altweibersommer wäre, brach ich von der Masbane, dem großen Teppichindustriehaus, das Johannes Lepsius, die Seele des Hilfsbundes, hier gegründet hat, auf. Oben in den Arbeitssälen saßen schon 300 Frauen an den Webstühlen beim Knüpfen der bunten Wollfäden. Die Arbeiterinnen sind fast durchgängig Witwen und Mädchen aus Urfa, deren Männer und Väter im Massakre von den Türken abgeschlachtet oder beim Ausbrennen der großen gregorianischen Kathedrale durch den Rauch mit Petroleum getränkter brennender Matten erstickt worden sind. Die Arbeit der Fabrik war für eine Woche in Gang gebracht und beschickt; tüchtige Kräfte waren an der Aufsicht — so hatte Herr E., der Leiter der Urfaer Anstalten, schließlich meinen Bitten wie seinem Bedürfnis nach geistiger wie körperlicher Erfrischung nachgeben können und wir ritten selbander zum Samsatthore aus der eng und winklig gebauten Stadt hinaus. Noch ein Abschiedsgruß an die Waisen, die in einem mächtigen früheren Karawansarai vor dem Thore untergebracht sind — vielhundertstimmiges „auf Wiedersehen! Grüße unsere Eltern in Deutschland von uns!“ — dann lag Urfa im Rücken, und als die Sonne unterging, hatten wir auch schon die 50 km bis zur Euphratfähre gegenüber Samsat hinter uns. Diese ganze Landschaft wird von Alters her eher zum nördlichen Syrien, als zu Mesopotamien gerechnet.

Der nächste — gestrige — Tag galt Samsat und seiner Umgebung, dem gewaltigen künstlichen Tell, der einst die Akropolis trug, den Resten der römischen Wasserleitung und sonstigen Überbleibseln des Altertums. Samsat ist das alte Samosata, die Stadt des Spötters Lucianus und jenes berühmten „adoptianistischen“ Bischofs Paulus, der, wie kein anderer, die Rolle unserer modernen liberalen Theologen im kirchlichen Altertum antecipiert und ihr Schicksal geteilt hat. Er scheint nicht Grieche, sondern Syrer von Geburt gewesen zu sein und verschiedenes deutet darauf hin, daß er an eine selbständige syrische Nationalkirche mit seiner Bischofskathedra als Mittelpunkt dachte — ein Vorhaben, das, wenn es sich verwirklichte, leicht der ganzen orientalischen Kirchengeschichte ein von Grund auf anderes Aussehen

hätte geben können. Erst nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es der orthodox-großkirchlichen Partei, ihn auf einer Synode zu Antiochia am Orontes 269 als „Irrlehrer“ exkommunizieren zu lassen, aber die syrische Königin Zenobia von Palmyrene schützte ihn noch drei Jahre lang in seinem Bistum, bis er nach der Wiederherstellung der römischen Reichsautorität im Orient durch Aurelian als zugleich kirchlich und politisch kompromittierter Mann vom Platze weichen mußte.

Paulus von Samosata hat die naive, in der ältesten Kirche weit verbreitete Vorstellung, Christus sei ein Mensch gewesen, den Gott dann gleichsam adoptiert und zu sich erhoben habe, theologisch geläutert und durchdacht; er hat den Adoptianismus, um modern zu sprechen, auf den Ausdruck gebracht, daß zwischen zwei verschiedenen Personen keine andere innere Einheit möglich sei als die des Willens, und daß man sich daher die Wesenseinheit Christi mit Gott, wolle man anders nicht in Mythologie oder Verworrenheit des Denkens verfallen, nur als eine Willenseinheit vorstellen dürfe, nicht als ein physisches Ineinanderfließen der göttlichen und menschlichen Natur. Wir wissen zu wenig von dem Charakterbilde des syrischen Bischofs, um uns über das Gesagte hinaus ein Bild seiner Persönlichkeit machen zu können, aber eine der merkwürdigsten Gestalten der Kirchen- und Dogmengeschichte bleibt er auf jeden Fall. Greifbar deutlich trat mir, als ich auf den Trümmern der Akropolis stand und in die helle, weißlich schimmernde Euphratlandschaft hinaus, gen Süden über die weitgedehnten spärlichen Überreste der alten Hauptstadt von Commagene hinblickte, das Berliner Auditorium für Dogmengeschichte, die zweihundert schreibenden Studenten und Harnacks Gestalt auf dem Katheder vor Augen, wie er in immer lebhafter werdendem Feuer der Darstellung, mit sichtlicher Sympathie, uns den Paulus von Samosata, seine Theologie und sein Schicksal vorführte. Jenes Kolleg vor zehn Jahren ist für mich in der Folge sowohl theologisch als auch in anderer Beziehung, insofern sich damals die Wendung meines Lebens zum Orient hin anbahnte, so wichtig und bedeutsam geworden, daß ich eigentlich blos aus diesem Grunde dem Verlangen nicht widerstehen konnte, von Urfa aus die Tagereise nach Norden zu machen, um Samsat zu sehen, das elende Dorf, das heute an der Stelle der einstigen seleucidisch-römischen Prachtstadt an der Grenze des Imperiums steht, der Stelle, wo zu Strabos und Augustus' Zeit die großen Kaufmanns-Karawanen sich formierten, bevor sie über den

Euphrat gingen und durch das Partherreich den Weg nach Indien antraten.

Aber wie sind wir auf den Euphrat gekommen und auf das Floß von Ziegenschläuchen, das uns den wunderbaren Strom hinabträgt? Das ging so zu. Am Abend unserer Ankunft, als wir im Hause des Kurden-Aghas von Samsat bei der Mahlzeit saßen und uns bei den Leuten über den Landweg nach Biredschik erkundigten, äußerte einer der anwesenden Kurden, hier würden Kelleks — Flöße — gebaut, mit denen man den Fluß hinunterfahren könne. Nach längerem Parlamentieren fand sich am nächsten Morgen ein junger Armenier aus dem Nachbardorfe Kantara, der uns versprach, in 24 Stunden ein Kellek zu bauen und uns in zwei Tagen auf dem Wasser nach Biredschik zu bringen. Natürlich griffen wir die Gelegenheit zu einer solchen Fahrt mit Freuden auf, schickten die Pferde auf dem Landwege fort und schliefen bereits die nächste Nacht bei unserem neugeworbenen Kellektschi, der sich bis zum Morgen nur ein paar kurze Stunden Schlaf gönnte, damit seine zusammengetrockneten Schläuche nur ja zur festgesetzten Frist am Vormittag genügend ausgeweicht, gedichtet, gebunden und alles Stangenholz bereit gemacht sei.

Um 10 Uhr früh gestern lag das ganze Material am Ufer des Flusses bereit: 20 Zigenhäute, sechs 3 m lange, 3 cm starke Stangen, von denen zwei zum Rudern, vier als Rahmen zum festbinden der Schläuche dienen sollten, dazu noch zwei kleine Gabelhölzer, um die Ruder daran zu befestigen und ein Dutzend lange, dünne Stöcke, aus denen ein schwaches Gitterwerk innerhalb der Rahmens gemacht wurde. In einer halben Stunde waren die 20 Schläuche lediglich durch Lungenkraft zum Bersten aufgeblasen; in einer weiteren halben Stunde waren sie dicht nebeneinander in Gestalt eines Quadrats von je 2 m Seitenlänge unter den Rahmenstangen und Querhölzern festgebunden; dann kamen noch einige mit Häcksel gestopfte Häute als Sitz, eine Matte, Decken und Teppiche darauf und das Kellek war fertig. Die ganze Maschinerie wog kaum über einen Zentner; mit drei Personen und unserem nötigen Gepäck belastet, repräsentierte sie eine Last von 500—600 Pfund. Etwa das Dreifache wäre erst dem Gewicht des durch die völlig untergetauchten Schläuche verdrängten Wassers gleichgekommen; als wir abstießen und alsbald, von der schnellen Strömung ergriffen, lustig davonschwammen tauchte unser Fahrzeug kaum 10 cm tief ein und wir thronten auf unseren Schläuchen in sicherer Höhe über der gelblich-grauen, halbdurchsichtig dahinwirbelnden Flut.

Die Stromgeschwindigkeit des Euphrat bei niedrigem Wasser wechselt zwischen Samsat und Biredschik, je nach der Breite und Steigung des Bettes, zwischen 4 und 12—15 Kilometer in der Stunde; die ganze etwa 130—140 Kilometer lange Strecke soll nach der Angabe unseres Kellektschi 19 Stunden oder etwas mehr beanspruchen — wir kommen bisher auch in der That nach der Karte im Durchschnitt fast eine deutsche Meile stündlich vorwärts. Bei Hochwasser soll man früh morgens in Samsat abfahren und nachmittags schon in Biredschik sein! Nach ein paar Proben, die wir gestern und heute an Stellen mit großer Geschwindigkeit des Wassers gehabt haben, kann einem freilich bei solch einer Frühlingsfahrt etwas schwindlig zu Mute werden.

Unbeschreiblich herrlich — eine nie vorher gekannte Lust! — ist dieses wunderbare, lautlose Dahintreiben auf dem Strome. Einige Stunden nach unserer Abfahrt hörte die hügelige Ebene auf, deren Mittelpunkt der mächtige Tell von Samsat bildet, und die Berge traten mit steiler und steiler werdenden Wänden an den Strom heran. Alsbald bemerkten wir, daß zu beiden Seiten eine Menge Höhlen in das hellbraun getönte Gestein hineingearbeitet waren, und je weiter die Fahrt ging, desto mehr nahm die Zahl und Größe dieser alten Troglodytenwohnungen zu. Bei einer besonders schön mit Säulenverzierungen geschmückten Öffnung, die offenbar in ein ganzes System von Gängen und Kammern im Felsen hineinführte, sah ich gestern gegen Dunkelwerden, tief ins Gestein gehauen, die Überreste der großen Römerstraße, die einstmals das ganze rechte Flußufer längs der Reichsgrenze begleitete. Gleich darauf schoß der Euphrat wirbelnd und eng zusammengepreßt in eine vier Stunden lange Schlucht mit mächtigen senkrechten Felsmauern zu beiden Seiten hinein, und der Vollmond ging auf. Unser Kellek tanzte bisweilen auf der jagenden Flut wie eine Nußschale, aber das Gefühl der Sicherheit verließ uns trotzdem auf dem luftigen Fahrzeug nicht — ja der Kellektschi suchte geflissentlich die Stellen mit der raschesten Strömung auf und vermied es nur, den scharfen Felsecken zu nahe zu kommen, um die der Strom in fortwährenden kurzen Windungen vorwärts und rückwärts herumbog.

Es übersteigt mein Vermögen weitaus, in Kürze die Großartigkeit der Situation und die machtvoll alle Sinne wie die Tiefen des Empfindens packende Gewalt zu schildern, mit der die stundenlange Fahrt auf dem mondbeglänzten Strom uns beide gleichermaßen ergriff. Allmählich begann der Körper sein Recht zu fordern, Müdigkeit und Hunger mahnten zum Anlegen, und wir alle, Fährmann und Passagiere,

waren gleich zufrieden, als die Erweiterung des Flußlaufes erschien, an der das als Nachtquartier in Aussicht genommene Dorf Narseid lag.

Heute früh ging es bald nach Sonnenaufgang weiter. Die Gruppen von Höhlenwohnungen auf beiden Seiten sind immer noch dichter und zahlreicher geworden; es müssen einst Zehntausende von Menschen hier in den Felswänden über dem Strom gesiedelt haben! Lange Reihen von Fensterlöchern im Gestein deuten an, daß sich dahinter ganze Fluchten von Zimmern hinziehen müssen; hier und da ist eine offene Höhlung von Rauch geschwärzt, zum Zeichen, daß Ziegenhirten oder Schiffer sie noch heute als Nachtquartier benutzen. Heute Vormittag sind wir bei einer besonders zugänglichen Höhlengruppe gelandet und haben gefunden, daß die innere Anlage und Ausschmückung der Räume keineswegs besonders primitiv ist, sondern eine ziemlich hohe Kulturstufe der einstigen Bewohner voraussetzt.

Jetzt wird es Abend und das Schreiben, namentlich mit dem Papier auf den Knieen, schwierig. Eben haben wir anderthalb Stunden dazu verwendet, um Rum-Kaleh zu ersteigen und im Inneren zu besehen. Kaum wage ich es, in kurzen Worten noch mit Tinte und Feder an das gigantische Wunder zu rühren, das jetzt hinter uns liegt. Stellt Burg Stolzenfels vor diese Felsenfestung hoch über dem Euphrat: sie wird wie ein Bau aus der Spielschachtel vor einem wirklichen Schlosse sein! Denkt Euch den Rhein mit seinen Uferbergen wo sie am schönsten sind, neben der Euphratschlucht von der Höhe Rum-Kalehs herab gesehen: ein Veilchen neben der glühenden Purpurrose! Welch eine Riesennatur — welche Riesenwerke der Menschenhand! Wahrlich, Römer müssen das gebaut haben — o Roma, Roma aeterna!

Kalat-Semân, den 14. Dezember.

Ich bin doch noch vor dem Fest von Aleppo aufgebrochen, um einen Studienausflug in das Land zwischen Aleppo und Antakije, dem alten Antiochia am Orontes, zu machen. Vielleicht komme ich selbst noch bis an die Stätte der einstigen Seleucidenstadt, falls ich aus Aleppo keine Nachrichten erhalte, die mich zurückrufen, denn mein Freund und Reisegenosse von Anbeginn der Reise an liegt dort krank.

Man hatte mir in der Stadt Wunderdinge von den prachtvollen Ruinen erzählt, die sich, nur sieben Stunden entfernt, auf dem Dschebel-Semân (Simeonsgebirge) finden sollten. Simeon, der erste und berühmteste jener sonderbaren syrischen Heiligen aus dem fünften Jahrhundert, die Styliten (Säulenmenschen) hießen, weil sie größere oder geringere Abschnitte ihres Lebens zur Ehre Gottes auf einer Säule stehend oder sitzend zubrachten, Simeon der Stylite ist es, der dem Gebirge den Namen gegeben hat. Auf einem Berge über der Stadt



Antikes Haus im Dschebel-Sewwi.

Telanissus, deren ausgedehnte Ruinen ich eben durchwandert habe, ließ er sich im Jahre 429 eine vierzig Fuß hohe Säule auf einem Piedestal errichten, das ganz aus dem Felsen des Berges herausgehauen war. Sieben Jahre lang hatte er schon vorher auf einer niedrigeren Säule gelebt; jetzt bestieg er den neuen haushohen Steinpfeiler und verließ ihn bis zum Ende seines Lebens — dreißig Jahre lang — nicht wieder. Von oben herab hielt er Predigten und theologische Vorlesungen; viele tausend Menschen strömten Jahr für Jahr herbei, um ihn zu hören, und seine eifrigsten Verehrer siedelten sich

nach und nach in einer Art von Konvent dauernd um die Säule herum an. Vielleicht noch zu Lebzeiten Simeons wurde an der Stätte seiner Kasteiung eine der prächtigsten und größten Kirchen errichtet, die je dem christlichen Kultus geweiht worden sind; weitläufige Klostergebäude und eine Nebenkirche schlossen sich in der Folge an, bis die Araber Syrien eroberten und den ganzen Komplex von Prachtbauten durch rücksichtslose Eingriffe — Abtragungen, Füllungen und Durchmauerungen — in ein starkes Kastell verwandelten, daher die Ruinen auch heute noch „Kalat-Semân", die Simeons burg, heißen.

Gestern früh machte ich mich hierher auf den Weg. Ich hatte um einen Saptié als Eskorte bitten lassen, der den Weg gut kennen sollte, aber es stellte sich schon im Weichbild von Aleppo heraus, daß der sonst sehr dienstwillige und brauchbare Reitersmann selbst über die Richtung, in der es gehen sollte, nur unklare Vorstellungen besaß. Das sind so kleine choses Turques, über die man sich nachgerade nicht mehr aufregt; allerdings war die Folge, daß wir schon nach einigen Stunden fest verirrt irgendwo inmitten der Stein- und Klippenwildnis des Dschebel-Semân drinsteckten. Nach der Karte war es unmöglich, mehr als die ungefähre Richtung festzustellen, in der Kalat-Semân liegen mußte, und so wurde denn, als der Weg endgültig verloren war, direkt querfeldein geritten, oder vielmehr Menschen und Pferde kletterten mühsam über die unabsehbar auf und ab sich dehnenden scharfkantigen grauen Gesteinstrümmer in der Richtung nach Westen vorwärts, abwechselnd bald eine Thalsenkung kreuzend, bald einen Rücken übersteigend. Nach längerer Zeit ertönte Hundegebell vorne, und einen Abhang hinuntersteigend gewahrte ich eine flache kesselförmige Senkung mit einem Strich braunroter Ackerkrume auf dem Grunde. Darüber lag auf der anderen Seite eine Gruppe von Ruinen und dazwischen hatten arabische Schafnomaden — einige wenige sehr arme Familien — ihre Zelte aufgeschlagen. „Wo kommt man nach Kalat-Semân?" fragten meine Leute. „Wie sollen wir das wissen, wir sind von weitem hergezogen und halten erst drei Tage hier, wo wir ‚Brunnen (d. h. mächtige alte Cisternen) gefunden haben!"

Unter den Ruinen war besonders bemerkenswert eine kleine mit Ausnahme des Daches vollständig erhaltene Kirche, mit niedrigem Glockenturm daneben. Beides war aus so großen, tadellos behauenen und gefügten Quadern erbaut, daß die Wände aussahen, als seien

ihre Steine aus einem Baukasten für Riesenkinder genommen. Fünf Quaderlagen machten die ganze Höhe des Kirchleins aus — dabei alle Steine zwei bis vier Meter lang! Auch von Wohnhäusern waren mehrere fast ganz und viele in den Grundlagen erhalten; alles ohne Schmuck aus derselben Riesenquader gebaut. Eine halbe Stunde später stießen wir auf eine ähnliche, mehr zerstörte, aber wohl fünfmal größere Ruinenstätte. Die wunderschöne halbkreisförmige Apsis einer großen Kirche war das einzige noch aufrechtstehende Bauwerk; Jesiden (sog. Teufelsanbeter kurdischer Sprache und Abstammung) hatten sich in den Trümmern eingenistet und hausten samt ihrem zahlreichen Vieh in den alten Wohnräumen, über die sie, statt der fehlenden Dächer, ihre braunen Zelttücher aus Ziegenwolle gespannt hatten. Von ihnen erfuhren wir, daß wir hier auf den richtigen Weg nach Kalat-Semân gelangt seien und daß die „Burg" nur noch zwei Stunden entfernt läge. Jetzt wurde auch eine Andeutung von Weg sichtbar und etwas mehr brauner Erdboden zwischen der abwechselnd hellgrau und weißen Gesteinsoberfläche, die aussah, als ob sie von einer scharfen Säure zu lauter kleinen Graten, Zacken, Spitzen und Löchern zerfressen worden wäre. Noch drei oder vier Ruinenorte, einer wiederum von beträchtlicher Ausdehnung, wurden am Wege sichtbar, dazu zahlreiche alte Gräber, Cisternen und Ölkelter. Endlich, eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, bogen wir um den letzten Bergrücken und sahen die Kalah nun unmittelbar vor uns: eine mächtige Anhäufung imposanter Gebäudemassen; die Schattenpartien grau und verwittert, aber alle die Mauerteile, Giebel und Fensteröffnungen, die das scheidende Sonnenlicht traf, glühten in Purpur und Orange, als ob der Schein farbigen Feuers von rückwärts und innen her auf fiele!

In dem Baptisterium (Taufkirche), das ein Stück seitab, aber noch innerhalb der arabischen Burgmauern steht, lebt jetzt eine Bauernfamilie mit ihrem Vieh. Die große, hochgewölbte alte Sakristei ist ihr Wohnzimmer; dieser Raum wurde uns zum Nachtquatier überlassen. Der Reitpfad führt mitten durch das Innere der Ruinen bis vor die Thür unserer Behausung; sowie wir angekommen waren, sprang ich ab und ging zu der eigentlichen Simeonskirche, dem Centrum der Klosteranlage, zurück. Dieser merkwürdige Bau steht vielleicht einzig in der Welt da. Vier dreischiffige Basiliken, jede für sich schon eine Kirche von bedeutenden Abmessungen, sind so aneinandergebaut, daß sie die vier Arme eines liegenden Kreuzes bilden. In der Mitte, wo sie zusammenstoßen, entsteht infolge dieser Anlage

ein offener, mit großer architektonischer Geschicklichkeit als Achteck konstruierter Raum, in dessen Centrum das kolossale, aus dem Fels des Berges unmittelbar herausgehauene Postament einer jetzt gestürzten und wahrscheinlich zu Atomen zertrümmerten Säule steht. Möglicherweise hat hierauf der Pfeiler des Stylitten gestanden — es findet sich aber eine ähnliche, noch größere Felsbasis draußen vor der Kirche. Einer der vier Kreuzarme ist etwas länger, als die anderen und läuft in drei halbrunde hohe Apsiden aus; dieser innere Apsidenabschluß gegen Nordosten und die acht prachtvollen säulengetragenen Portalbögen des Oktogons (fünf stehen noch unversehrt) gehören zu dem Schönsten, was kirchliche Baukunst je geschaffen hat! Über dem Oktogon hat sich als Kuppel wohl stets der Himmelsdom selber gewölbt — mit seinem reinen Blau eine wunderbar herrliche Farbenzusammenstimmung zu dem tiefen warmen Gelb des Gesteins an den Säulen, Portalen, Friesen, Nischen und Giebeln, mit denen dieser innere Hof überreich geschmückt war.

Ich bin gestern Abend und heute früh lange in der Kirche gewesen; dann habe ich mir heute Morgen noch die Ruinen von Telanissus in der bergumschlossenen Ebene am Fuße der Kalah angesehen. Viele und große Gebäude sind aus ebensolchen mächtig großen und langen Quadern, förmlichen Steinbalken, erbaut, wie die schon Tags zuvor gesehenen Ortschaften; manches, z. B. die Kirche, noch in sehr gutem Zustande der Erhaltung — und dazu in Sehweite auf den nahen Bergen gen Süden und Südosten noch eine weitere Reihe von Ruinenstädten! War die Reihe von Gedanken, die der Anblick von Kalat-Semân gestern im scheidenden Abendlicht in mir hervorgerufen hatte, noch stark religions- und kirchengeschichtlich bestimmt gewesen, so macht sich jetzt eine andere Vorstellung schärfer und deutlicher geltend: Welch ein reiches, dichtbevölkertes Kulturland muß dieses Syrien noch während der letzten Jahrhunderte vor der Invasion des Islam gewesen sein! Zumal wenn ich die gestern während des Rittes hierher gesehene Menge von Uberbleibseln einer starken Besiedelung des ganzen Dschebal-Semân mit den immens kostspieligen Prachtbauten des Simeonskloster zusammenhalte, wenn ich ferner diese weitgedehnte Ruinenstätte von Telanissus hier unterhalb des Berges und dazu an alten Städteanlagen selbst nur das nehme, was der rings am Horizont entlang schweifende Blick von hier aus mit einem Male übersieht, so drängt sich die staunende Frage auf die Lippen: Wenn hier in diesen von Natur so unwirtlichen Stein- und Berglandschaften



Basilika des Simeon Stylites in Kalat-Semân.

so viele Menschen gelebt haben und so gebaut worden ist — wie dichtbevölkert, wie bebaut und wie wohlhabend müssen dann erst die Ebenen, die eigentlichen großen Fruchtlandschaften des weiten Gebietes zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer, damals gewesen sein? Und wieder wie beim Ritt über die assyrische Erde, wie beim Verweilen auf dem Schutte von Nisibis und beim Hinausblicken über das ganze obermesopotamische Land von der Höhe Mardins aus, so trat mir auch jetzt in farbiger Klarheit das Bild vor Augen, was wieder sein würde, wieder kommen müßte, wenn die segenspendende, lebenerweckende Macht staatlich-gesellschaftlicher Ordnung und abendländischer Kultur hier einst wieder walten wird. Was hier gewesen ist, das kann auch wieder werden — es ist *nicht tot*, all dies Land vom Mittelmeer an über den Euphrat und Tigris hinaus bis an den hohen Wall von Iran, *sondern es schläft!* Jeder Stein hier aus dem kahlen Gebirge, der zu Quader oder Säule, zu Kapitäl oder Gebälk verarbeitet worden ist — jede Ölkelter und jede Cisterne, die vor zweitausend Jahren Bauer und Bürger des seleucidischen und des römischen Reiches in diesen Felsboden gehauen haben, sie alle reden und zeugen mit lauter Stimme davon, daß hier einstmals eine Fülle von Menschen, Wohlstand und Gesittung existiert hat, nicht kleiner und geringer als drüben am West- und Nordrand des Mittelmeerbeckens, des alten orbis terrarum.

Wer wird der Ritter sein, der diese schlafenden Schwestern, Mesopotamien und Syrien, einst wecken wird? Gebe Gott, daß das Eisen zu seinem Schwert und Harnisch aus deutscher Erde geholt wird! Auch hier liegt ein Stück zukünftiger Weltmacht — und kein kleines. Unsere Kultur hat es ihrem Wesen nach an sich, daß sie um sich frißt wie Feuer, sobald sie neuen Stoff bekommt, sich daran zu bethätigen. Man denke an Nordamerika, Ostasien, Turkestan — auch das syrische Land wird einst (und lange dauert es nicht mehr bis dahin) ähnlich aufflammen! Aber für wen? Für wen?

Antiochien, den 22. Dezember.

Ich bin also von Telanissus noch weiter ins Innere des nordsyrischen Mittelgebirges hineingegangen und schließlich bis hierhergelangt — nur noch eine halbe Tagereise vom Mittelmeer entfernt. Meinem Patienten in Aleppo geht es gut; so konnte ich dem Verlangen nachgeben, etwas tiefer in diese wunderbare Ruinenwelt einzudringen, die sich von Kalat-Semân ab noch Tagereisen weit nach Süden, Südosten und Südwesten erstreckt. Ich glaube, es wird diesmal nicht leicht sein, selbst einem gewissenhaften Kartenleser im einzelnen ein Bild von der Bedeutung dieses Landstrichs, von der Lage der Ortschaften, in die mich während dieser Woche mein Weg geführt hat, und von allem, was die geographische Betrachtung hier lehrt, zu geben. Um derer willen, denen die erdkundliche Orientierung bei solchen Schilderungen das nächste und dringendste Bedürfnis ist — sie sind es, denen ich wahrhaft nützen kann und für die mir das Schreiben eine Freude ist — will ich aber doch versuchen, etwas weiter ausholend, soviel zu sagen, daß wenigstens das Notwendige deutlich wird.

Wer die Bedeutung Syriens für die Weltgeschichte und Weltwirtschaft begreifen will, muß sich zunächst klar machen, daß er hier, vermöge der Lage und der Bodengestaltung dieses Stücks Erde, ein Passage-Land in besonderem Sinne vor sich hat, und zwar eines, durch das sowohl von Norden nach Süden als auch von Westen nach Osten gleich wichtige politische und wirtschaftliche Verbindungslinien hindurchgehen. Von der Grenze Afrikas an bis an den hohen Taurus, der den westlichen Teil Vorderasiens quer durchsetzt, läuft längs der Mittelmeerküste in näherem oder fernerem Abstand eine Reihe von Gebirgszügen hin, die nur an zwei Stellen bequeme und breite Lücken, d. h. Passagen ins Binnenland hinein, aufweist: die Ebene Jesreel in Mittelpalästina und die Niederung am Unterlauf des Orontes in der Gegend von Antiochia, in die man sowohl direkt von der Strommündung her, als auch über den Paß von Beilan im Amanusgebirge (die „syrischen Thore") gelangen kann. Durch diese beiden Scharten muß der ganze Verkehr, der vom Euphrat, vom Tigris und von der Mündung der Ströme her zum Mittelmeere geht, hindurchpassieren, und da sich an der südlicheren Pforte noch die breite syrisch-arabische Wüste als eine minder gern begangene Zone der Unsicherheit und mancherlei sonstigen Schwierigkeiten für den Marsch zwischen Strom und Küstengebirge legt, so ist es klar, daß je stärker die Handels-

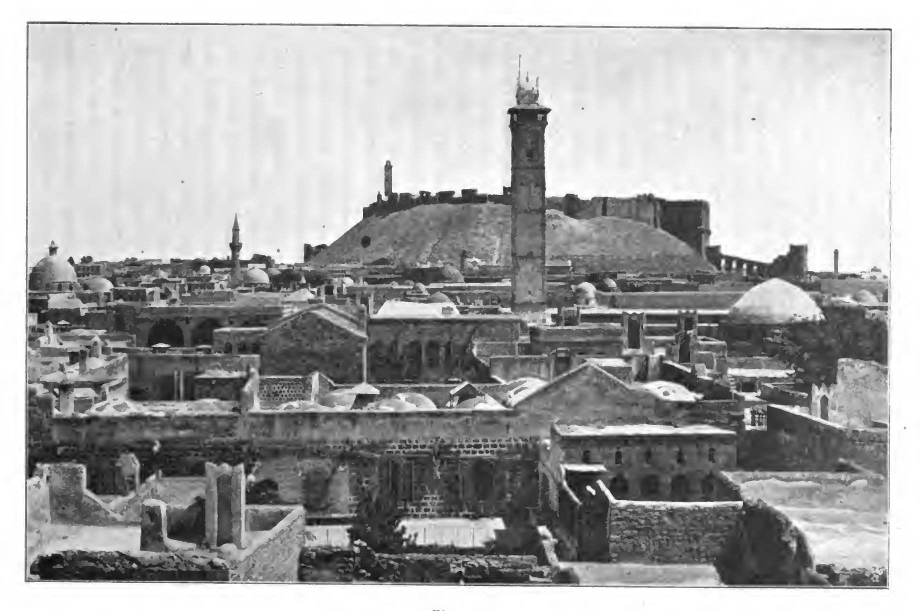
bewegung, überhaupt der friedliche wie kriegerische Austausch zwischen Ost und West, hier anschwillt, um so höher die Wichtigkeit des nördlichen Durchganges steigt, wo zwischen der See und dem Euphrat nur fünf Tagereisen fruchtbares, bebautes und bevölkertes Land (wenigstens könnte es das stets sein) mitten inne liegen. Gleichzeitig aber, lehrt ein Blick auf die Karte, geht auch die einzige Verbindungslinie, die zu Lande zwischen Vorderasien und Afrika besteht — von Nord nach Süd — durch das syrische Binnenland, und zwar verläuft sie teils in einer langen meridionalen Thalspalte, die sich vom Taurus bis ans rote Meer zwischen dem Küstengebirge und den weiter nach Osten gelegenen Plateaulandschaften gebildet hat, teils auf diesem inneren Plateau selbst. Auf diese Weise entstehen mit Naturnotwendigkeit zwei Hauptknotenpunkte der sich kreuzenden Verkehrslinien: ein südlicher und ein nördlicher. Der südliche war und ist bis heute Damaskus, wo sich die Straßen von der Jesreel-Ebene, vom Euphrat her über Palmyra und von Norden über Hama-Höms vereinigen; der nördliche war im Altertum Antiochia am Orontes mit seinem gegen den Euphrat zu vorgeschobenen Vorplatz Hierapolis — heute ist es Aleppo, mitten inne zwischen jenen beiden alten Städten gelegen.

Es wird nach dem Gesagten leicht zu ermessen sein, daß die Blüte Syriens davon abhängt, wie mannigfaltig und wie kräftig entwickelt die Beziehungen zwischen den Ländern jenseits des Euphrat und dem Mittelmeerbecken sind. Der Reichtum und die Bevölkerung des Landes stiegen auf ihren Höhepunkt zur Zeit der Seleucidenmonarchie und des Römerreiches: damals befand sich der durch die Perserherrschaft neu begründete, während der Epoche Alexanders mächtig emporgeschnellte wirtschaftliche Austausch zwischen der östlichen und westlichen Welt in besonders kräftiger und langdauernder Kulmination. Antiochia am Orontes und das ägyptische Alexandria waren infolgedessen nächst Rom die beiden größten und reichsten Städte des Imperiums; in Syrien aber beruhte die Blüte des Landes und der Hauptstadt noch weit ausschließlicher auf den Verkehr, als am Nil, der allein für sich schon imstande ist, Millionen zu erzeugen und zu ernähren.

Nach dieser wirtschaftsgeographischen Abschweifung komme ich wieder auf meinen Ritt von Kalat-Semân nach Antiochien zurück. Ich bin nicht auf der geraden Linie zwischen den beiden Orten gegangen, sondern in einem drei Tagereisen weit durch die Gebirge Dschebel-Semân, Dschebel el-Ala und Dschebel-Sewwi (statt dieser stehen auf manchen Karten auch andere Namen; die angegebenen sind die hier

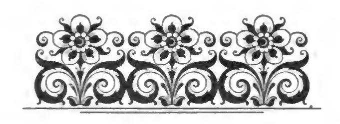
gebräuchlichsten) nach Süden hin abschweifenden Bogen, an dessen Endpunkt die Ortschaft el-Bara liegt. In diesen Bergen habe ich fast bis zum Übermaß bestätigt gefunden, was ich schon in meinem vorigen Briefe nach den Erfahrungen bis gegen Kalat-Semân und das alte Telanissus hin so zuversichtlich ausgesprochen habe: Syrien ist noch in der byzantinischen Zeit eins der dichtest bevölkerten Länder der damaligen Welt gewesen! Von dem Vormittage an, da ich von den Ruinen von Telanissus fortritt, ging es ununterbrochen durch eine ganze Welt von Ruinen und Ruinenstädten, die größtenteils noch auf keiner Karte verzeichnet und kaum je von einem wissenschaftlich gebildeten Europäer besucht worden sind. Vielleicht ist während des vorletzten Jahres eine Art Forschungsexpedition von Amerikanern hiergewesen — einiges, was die Eingeborenen an manchen Orten erzählten, scheint mir darauf zu deuten — aber alle Punkte, die in Betracht kommen, haben auch diese Reisenden sicher nicht besucht; dazu würden Monate nötig sein. Prachtvolle Basiliken, wie die zu Kalblûs oder die zu Bakirha, beide im Dschebel el-Ala, Ruinen von Palästen und luxuriösen Wohnhäusern, manche fast vollständig erhalten, wie zu Erfedi im Dschebel-Semân, zu Babiska im Dschebel el-Ala und zu Medschdelaia im Dschebel-Sewwi, Klöster und Landhäuser, Straßen und Brücken — sie sind staunenswert, aber sie sind noch nicht das Größte, was man hier sieht. Selbst die wunderbare Ruinenstadt el-Bara mit ihren Häusern und gepflasterten Straßen, Kaufgewölben, Kirchen und Mausoleen inmitten einer menschenarmen Öde, unter wilden Ölbäumen und wuchernden Reben vergraben, verdient noch nicht den Preis unter den Wundern dieser Gebirge, sondern dieser gebührt der Titanenarbeit, die menschlicher Fleiß hier auf tausenden von Quadratkilometern verrichtet hat, indem er endlose Wälle und Hügel, Mauern und Berge aus den Blöcken, Brocken und Splittern türmte, die er im Thal wie auf den Bergen zusammenlas, um inmitten der starrenden Wildnis rauher Gesteinstrümmer Stücke anbaufähigen Landes für Korn und Wein, für Gemüse, Obst und Öl zu schaffen! Wenn das geschah am dürren Holz — was muß dann erst damals am grünen geschehen sein — in der breiten, saftigen Orontesebene, auf dem roten, tiefgründigen Humus des „hohlen" Syrien, im fetten Marschland der großen Ebene um den See von Antiochien?

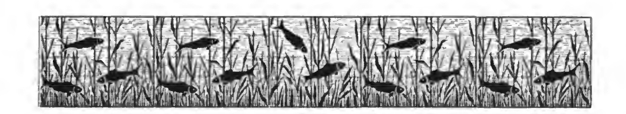
Ich ritt und ritt; von Ruine zu Ruine, von Berg zu Berg zog es mich fort, und immer mächtiger schwoll die Stimme an, mit der diese toten stummen Zeugen einer untergegangenen Epoche im Leben



Aleppo.

dieses Landes Tag um Tag, von Morgen bis Abend dieselbe Predigt hielten: Auf, gehe in dein Land und sage es den Menschen dort, was hier einst gewesen ist, damit sie kommen, mit ihrem Eisen und ihrem Schweiß den Todesbann zu brechen, der hier nun schon anderthalb Jahrtausende lang auf der Erde liegt und sie hindert, daß sie wiedergebe, was sie damals gab! Schließlich habe ich mich gewaltsam losreißen und mein Pferd mitten in den Ruinen von Medschdelaia mit einem Ruck herumlenken müssen, um noch hierher zu kommen und zum Fest bei den Freunden in Aleppo zu sein. Heute in der Morgenfrühe, als die Sonne aufging, saß ich auf der Spitze des hohen Felsberges, der im Westen auf das Orontesthal und die Stadt der Seleuciden herabsieht — auf die Stätte, wo man zuerst den Jüngern Jesu den Christennamen gegeben hat. Dumpf brauste dort unten der Strom über das hohe Wehr, das man durch ihn gezogen hat; Spitze um Spitze tauchte sich die Amanuskette in das Rosenlicht des Morgens; weißlich wallten im Osten die Nebel über dem See von Antiochien und den Sümpfen, die ihn umgeben, von Westen her aber schimmerte mit einer Farbe wie beschattetes Silber ein schmaler Streifen zwischen den Bergen herüber, die das Flußthal begrenzen: das Meer, das Meer! Nun ich die spiegelnde, völkerverbindende Salzflut — für mich in Ruhe und Bewegung doch immer der größte und liebste aller Natureindrücke — wieder einmal gesehen und gegrüßt habe, ist es mir, als ob es förmlich einen neuen Ruck von Kraft und Lust gäbe, nach soviel Tagen forschenden, schauenden Wanderns schon so nahe der Heimat, wieder umzukehren, zurück über den Euphrat, nach Babylon und an die Mündung der Ströme, hinauf auf's hohe Iran und dann endlich, endlich nach Hause!





Siebentes Kapitel.

Das untere Stromland und die Bagdadbahn.

Mossul-Ninive, den 28. Januar.

Fast ein Vierteljahr ist es her, daß ich, von Osten kommend, zum erstenmale durch den öden, weiten Mauerring von Ninive ritt; seitdem bin ich am Mittelmeer und am Fuß des schneebedeckten hohen Taurus gewesen und bin wieder zurückgekehrt zu der Stätte der alten Assyrerstadt, um von hier den Weg nach Süden anzutreten, nach Babylon und zum persischen Golf. Eigentlich wollte ich von Diarbekir auf dem Tigris hierher hinunterfahren, aber Mustapha Pascha von Dschesireh hat es neuerdings sogar gewagt, Europäer auf dem Strome anzuhalten und eine Reverenz von ihnen zu verlangen — auf dergleichen kann ich mich natürlich nicht einlassen. Hätte ich nicht die Absicht, auf jeden Fall noch viel hier im Orient zu lernen, so hätte ich mir nun gerade ein Kellek gemietet, die deutsche Flagge aufgezogen und wäre dem Banditengeneral vor der Nase vorbeigefahren, ohne mich an seine Posten und ihren Anruf zu kehren. So aber zog ich es vor, wieder nach Mardin und Nisibis und von da quer durch die sogenannte mesopotamische Wüste über das Sindschar-Gebirge nach Mossul zu gehen, und jetzt bin ich sehr froh, daß es so gekommen ist, denn ich weiß nun, daß nicht nur der Nordrand Mesopotamiens, das Land am Fuße des Tur Abdin, sondern auch fast die ganze Ebene bis zum Sindschar und weite

Strecken selbst jenseits (südlich) dieser Bergkette, einstmals blühendes und bevölkertes Kulturland gewesen sind.

Ich habe schon öfters betont, daß die Tells ein untrügliches Zeichen für die Verbreitung der Kultur Mesopotamiens im Altertum sind. Zwischen Nisibis und dem Sindschar giebt es, wie ich jetzt mit eigenen Augen gesehen habe, hunderte dieser künstlichen Erdhügel von allen Größen. Einzelne, wie der Tell Hamidié, 6 Stunden südlich von Nisibis, am Flusse Dschardschar, zeigen gewaltige Maße in Höhe und Breite; andere wiederum sind nichts weiter als flache, schon auf tausend bis zwölfhundert Meter kaum mehr bemerkbare, rundliche Bodenanschwellungen, die man für zufällig entstanden halten könnte, wenn nicht die massenhaften Fragmente von gebrannten Ziegeln und Thonfragmenten ihren wahren Ursprung verrieten. Die großen Hügel liegen fast ausnahmslos an den zahlreichen Flüssen, die, nach Art vieler von Norden nach Süden zusammenlaufender Fächerstäbe, das große Zuflußsystem des Dschardschar bilden; aber dazwischen finden sich Überreste alter Ansiedlungen kleineren Maßstabes so dicht bei einander, daß hier offenbar die ganze Ebene zusammenhängend bebaut gewesen ist. Daß der Ackerbau hier heut ebensogut möglich ist, wie vor zwei- oder dreitausend Jahren, das beweisen die Fleckchen Gerstensaat, die von den Beduinen weit südlich der jetzigen Kulturgrenze mitten in der „Wüste" angelegt werden, um etwas Pferdefutter zu erzielen, und die in normalen Jahren allein durch den Regenfall, trotz denkbar primitivster Bearbeitung, relativ gute Ernten geben. Erst kurz vor dem Nordabhang des Sindschargebirges beginnt eine mehrere Stunden breite Zone unfruchtbaren salz- und gipshaltigen Bodens, und längs ihrem Rande schneiden auch die alten Ansiedelungen mit einem Male ab.

Das Land vom Sindschargebirge bis gegen Diarbekir hin hieß seit der macedonischen Eroberung und bis zur Invasion durch die Sassaniden Mygdonien; im Norden in den Bergen des Tur Abdin war es ein wasserreiches Weiderevier, südwärts in der Ebene Ackerland; die Hauptstadt Nisibis eine der glänzendsten und wichtigsten Städte des Ostens. Schon zur Assyrerzeit war das Land Naçibina eine der Kernprovinzen des Reichs von Ninive, die in der Rangordnung der Länder mit Harran und den Distrikten um die Hauptstädte zu oberst stand — jetzt habe ich am Dschardschar unter freiem Himmel in einer Wüste geschlafen, in der es auf eine Tagereise in die Runde nur Schakale und — vielleicht — ein Dutzend schweifende Araber gab!

Vom Südabhang des Sindschar fließt eine große Zahl verhältnismäßig reicher Wasseradern nach Süden. Die stärkste, Nahr Tharthar, läuft mit ständig zunehmendem Wasserreichtum, teils ober-, teils unterirdisch, bis in die Nähe des Euphrat oberhalb Bagdads. Diese Gewässer des Sindschar haben im Verein mit dem auch hier keineswegs spärlich fallenden Regen, im Altertum eine bemerkenswerte, breite Kulturzone gespeist, von der heute nur ein kärglich schmales Band unmittelbar am Fuße des Gebirges übrig ist. Die zahlreichen Silhouetten großer Tells, die man vom Sindschar aus gegen Süden und Südwesten fern in der Wüste sieht, und die mehrmals sehr merkwürdig gestalteten Hügel, an denen ich jetzt auf der Straße nach Mossul unmittelbar vorbeigekommen bin, sind ein unwidersprechlicher Beweis für den einstigen starken Anbau selbst in diesen centralen Teilen Mesopotamiens. Tell Afar, auf der Hälfte des Weges, ist mindestens ebenso groß wie Nebi Junus gegenüber Mossul, die einstige Nordcitatelle von Ninive, und zwei Tagereisen südwärts liegen am Thartar die großen Ruinen von Hatrae, das noch zu den Zeiten Trajans und Severus' eine volkreiche und von römischen Heeren vergeblich bestürmte Stadt war. Dieses ganz rechtstigritanische Assyrien ist offenbar das eigentliche Stammland der Königsmacht von Assur gewesen, und der spätere politische Kern der Monarchie, das Dreieck zwischen Sab und Tigris, mit den Hauptstädten Ninive und Kalach, scheint demnach, wenn auch schon sehr früh so doch in vergleichsweise späterer Zeit, erst durch Eroberung und Kolonisation von hier aus gewonnen zu sein. Die alte Hauptstadt des Reiches, Assur, heute ausgedehnte Ruinen, die Ninive an Umfang sehr wenig nachstehen, lag unterhalb des heutigen Mossul bei Kalat-Schergat auf dem rechten Tigrisufer, also in der „Wüste"; leider sind die Hügel, wenigstens was systematische Grabungen anbetrifft, noch undurchforscht und unerschlossen.

Vielleicht wird der Leser jetzt ungeduldig über all der Archäologie und Geographie und fragt bei sich: Wozu das alles? Was haben wir Heutigen von solchem Wissen und solchem Suchen nach den Überresten dieser seit drei oder vier Jahrtausenden in die Nacht der Vergangenheit hinabgetauchten Dinge? Was liegt daran, ob die Assyrerkönige ihre Hauptstädte auf dem rechten oder linken Stromufer gebaut haben, und welche Wandlungen der Kultur sich zur Zeit des trojanischen Krieges in Mesopotamien abspielten?

Wer so fragt, den lade ich ein, mit mir die Höhe des alten



Der Tigris bei Mossul und die Wälle von Ninive.

Walles von Ninive zu erklimmen und von dort Umschau zu halten über die weite Fläche der Stadt Assurbanipals, über die Tigrisebene und den blinkenden Stromlauf und das ganze Land bis hin zu den schneebedeckten Bergen Kurdistans und den Höhen des Maklub, an deren Fuß einst Alexander den Darius schlug. Da oben habe ich mich auch gefragt, was es uns nützt, die Geschichte des Morgenlandes zu kennen, und dort habe ich die Antwort bekommen: Wer die Bagdadbahn bauen will, der darf es sich auch nicht verdrießen lassen, wenn man ihn in die Wüste von Mesopotamien und ins erste, ja zweite oder fünfte Jahrtausend vor Chr. führt. Begeistern kann man sich schnell für eine Sache; zäh durchhalten und das für richtig Erkannte fort und fort gegen Indolenz, Mißverständnisse und Übereifer verteidigen, bis die Idee wie sie sein soll allmählich ins Bewußtsein der Nation übergeht und die Leute vergessen, daß sie überhaupt einmal anders gedacht haben, das fordert eindringende Kenntnis der Verhältnisse — wie sie sind, und noch mehr wie sie einmal gewesen sind! Es ist jetzt schon über ein halbes Jahrhundert her, daß der Franzose Botta und der Engländer Layard die Welt mit ihrer Entdeckung der assyrischen Königsstädte in den Ruinenhügeln und Schuttwällen östlich von Mossul überraschten. Schon Jahrzehnte vorher hatte kein Geringerer als Moltke die Vermutung geäußert, daß in Tell Kujundschik und Nebi Junus — samt dem mächtigen ringförmigen Befestigungssystem dahinter — das alte Ninive stecke, und dem jungen Göttinger Gymnasiallehrer Grotefend war es gelungen, in genialer Kombination den Schlüssel zum Rätsel der Keilinschriften zu finden. Dann kamen die Ausgrabungen und holten aus der Erde Assyriens selbst die steinernen und thönernen Zeugnisse des Altertums hervor, die schriftüberdeckten Cherubimkolosse, die endlosen Basreliefs mit den Kriegszügen und Belagerungen, den Staatshandlungen und Kultusscenen, die Königslisten, die Denksteine und die in Ziegelthon gebrannten Bibliotheken. In London und Paris füllten sich die staatlichen Sammlungen, Publikation folgte auf Publikation, und die Gelehrten Europas wallfahrteten zum British Museum und zum Louvre. Nun begann ein neues Verständnis für die historische Entwickelung der Menschheit auf dem Boden der alten Welt zu tagen: Vorderasien erwies sich als die Mutter der Kultur und Gesittung unseres Geschlechts. Am Tigris und am Euphrat sind die Grundlagen für die Entwicklung des menschlichen Geistes über Tyrus, Athen, Rom und Wittenberg bis auf unsere Tage gelegt worden;

daß assyrische Kriegsheere am See von Wan, am Euphrat und in den Bergen Mediens fochten, daß der assyrische Bauer seinen Pflug vom Gebirge Kurdistans bis zum Wadi Tharthar und der Stadt des Mondgottes, Harran, am Nahr Belich über die braune Erde gehen ließ, Korn in seine Speicher, Gold in die Schatzkammer des Königs zu häufen, daß die Herrscher in den Palästen von Ninive die alte Weisheit und den Glauben Babels und Assurs in ihre Bibliotheken schreiben ließen — das Alles mußte geschehen, damit die Verse Homers, die Predigt Jesu, die Lieder der Edda und Luthers Thesen gesungen, gesprochen, geschrieben würden und auf unsere Tagen kämen. Und will mir einer das nicht glauben, so lasse er satteln und reite gen Osten, bis er den Tigris seine gelben Fluten wälzen und die Sonne hinter den Bergen aufgehen sieht, die das Land des Ninus und der Semiramis umkränzen. Dort wird er inne werden, daß aus dem Brunnen des Wissens um die Vergangenheit Verstehen und Können für die Gegenwart fließt, und daß die Ziegelsteine Assurbanipals mit ihrer krausen Schrift so gut wie die Assyrertells am Dschardschar und der Schutt von Ninive Dinge sind, um die er wissen muß, wenn er Brot suchen geht für sich und die Seinen und sein Volk.

Babylon, den 20. Februar.

Endlich, ein halbes Jahrhundert nach der Wiederentdeckung des assyrisch-babylonischen Altertums in Ninive durch Franzosen und Engländer, zahlt also auch die deutsche Nation ihre Ehrenschuld an der Erforschung der Vorzeit hier in diesem Lande, wo nach all unserem Wissen die Wiege der menschlichen Kultur gestanden hat. Babylon wird ausgegraben! Vielleicht geht es dem Leser angesichts dieses kurzen aber gewichtigen Wortes ähnlich wie jenem englischen Schiffskapitän vor zwei Jahren, der, dem zur Leitung der Arbeiten bestimmten deutschen Herrn in Bagdad vorgestellt, ihm in aller Harmlosigkeit erzählte: „Da sollen ja neulich einige sonderbare Leute von Basra an-

gekommen sein, die Babylon ausgraben wollen. Das ist ja so gut, als ob sie den Chimborazo abzutragen vorhätten." Freilich, wenn es sich mit Babylon so verhielte wie heutzutage im Konversationslexikon zu lesen steht, und auch die Mehrzahl der Gelehrten, den Fabeln des Altertums folgend, immer noch annimmt, dann wäre eine solche spöttische Verwunderung berechtigt. Herodot und nach ihm eine Menge antiker Schriftsteller geben Babylon einen Umfang, daß auf dem angeblich von der Stadt eingenommenen Raume Paris und London nebeneinander Platz hätten und die Bevölkerung eines mittleren Königreichs kaum genügt hätte, das riesenhafte Mauerquadrat zu füllen. In den 50er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts beschäftigte sich eine französische Staatsexpedition lange Zeit mit der Vermessung und Aufnahme des Ruinenfeldes, und der Archäologe, der dem Unternehmen beigegeben war, Jules Oppert, behauptete in der Folge, es sei ihm gelungen, den Zug der Stadtmauer nach den Angaben Herodots mit den an Ort und Stelle konstatierten Überbleibseln einstiger Architekturwerke zu identifizieren. Eine im Norden des vermeintlichen Stadtgebietes gelegene, 2—3 Stunden im Umfang haltende, stark zerstörte Umwallungslinie, erklärte Oppert für die Mauer der Königsburg, von deren fabelhafter Größe die Griechen gleichfalls viel zu erzählen wissen.

Die deutschen Ausgrabungen, die seit 2 Jahren im Gange sind, haben nunmehr unwiderleglich gezeigt, daß von den Fabeleien Herodots über die Mauern von Babylon ebensowenig übrig bleibt, wie von seinen riesenhaften Zahlen über das Heer des Xerxes in den Perserkriegen. Babylon hat nicht 90, sondern 15 Kilometer im Umfang gehabt und sein Flächenraum betrug etwa $^1/_{40}$ seiner angeblichen Größe nach den griechischen Autoren. Was Oppert für die Palastmauer gehalten hat, ist nichts anderes als die Mauer der Stadt selbst; seine angebliche Rekonstruktion der herodoteischen Mauern ist ein reines Phantasiestück. Wäre das Nebukadnezar-Schloß in der That so groß gewesen wie München, und hätte das Stadtgebiet fünfmal den Umfang von Groß-Berlin gehabt, dann wäre eine wirkliche „Ausgrabung", auch nur der hauptsächlichsten Stücke, allerdings ein hoffnungsloses Unternehmen gewesen, nun aber, wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, ist die Aufgabe, wenn auch immerhin noch eine enorme, so doch möglich.

Ich bin absichtlich nach Babylon gegangen bevor ich mich daran mache, nun endlich am Schluß meiner Wanderungen durch die Stromländer über die wichtigste aller Fragen, die es hier giebt, das Eisen-

bahnproblem, noch einmal zusammenhängend zu behandeln. Wesen und Umfang der altbabylonischen Kultur sind für die Beurteilung der Zukunft alles Landes am Euphrat und am Tigris so wichtige Größen, daß sich niemand über Aussichten und Hoffnungen in Betreff des mit dem Bahnbau bevorstehenden Wiederaufschwunges mit Bestimmtheit äußern sollte, weder zustimmend noch zweifelnd, bevor er sich einigermaßen darüber klar geworden ist, was hier schon früher einmal existiert hat, bevor die islamische Verfallperiode begann. Nach dieser Richtung hin halte ich es für wichtig, zu betonen, daß uns allen hier Beteiligten das alte Babylonien überhaupt erst anfängt eine verständliche Größe zu werden, seit wir die fabelhaften Maße der Alten und ihrer Nachbeter los sind.

Der „Kasr", der größte der Schutthügel, hat etwa 1 Kilometer im Umfang und ist im Durchschnitt 12—18 Meter hoch. Er besteht ganz und gar aus dem Ziegelschutt, der bei der allmählichen Abtragung des Hauptpalastes Nebukadnezars liegen geblieben ist, und um zu den Überbleibseln jenes welthistorischen Baues zu gelangen, müssen mehrere Millionen Kubikmeter Schutt entfernt werden. Soweit die Arbeiten auch schon vorgeschritten sind — es würden immerhin noch 4—5 Jahre und beinahe ebensoviel hunderttausend Mark erforderlich sein, wenn man es für notwendig halten müßte, wirklich den ganzen Hügel abzugraben. Wie sich jetzt übersehen läßt, wird aber ein Viertel oder höchstens die Hälfte jener enormen kubischen Massenbewegung genügen, um eine Vorstellung von der architektonischen Anlage und der dekorativen Ausstattung des kolossalen Palastes, neben dem sich das Berliner Schloß, seiner Größe nach, ausnehmen würde wie eine Dorfkirche neben einem gotischen Dom, zu gewinnen. Ein Babylon, so groß, wie wir es nun erfahren, eine Königsburg von dem Umfange, wie sie jetzt aus dem Schutte auftauchen, sind für die Verhältnisse des Altertums freilich auch noch enorme Größen, aber sie sind wenigstens begreiflich und geeignet, unsere sonstigen Vorstellungen organisch zu ergänzen und zu bereichern, während Monstra, wie die Mauer Herodots, die mehr als doppelt so hoch ist als das Mittelschiff des Kölner Doms und so dick wie ein Haus von 10 Fenstern Front lang ist, dabei eine Ausdehnung besitzt, die mehr als der Hälfte der Entfernung von Berlin nach Dresden gleichkommt, etwas so Unmögliches wären und, wenn sie je existiert hätten, so unglaubliche Bevölkerungszahlen für die gesamten Euphratländer voraussetzen würden, daß uns dadurch allein der ganze quellenmäßig bezeugte Gang der Geschichte Vorderasiens unverständlich werden

müßte. Was wirklich dagewesen ist, das reicht immer noch mehr als hin, um das höchste Staunen zu erwecken. Man bedenke: Die Mauern des Schlosses Nebukadnezars sind durch den jahrtausendelang fortgesetzten Raub der Ziegel, aus denen sie erbaut waren, stellenweise selbst bis tief in die Fundamente hinein, verschwunden, aber allein der liegengebliebene staub- und brockenförmige Schutt bildet eine kompakte Masse von der Höhe eines vierstöckigen Hauses und der Ausdehnung einer mäßigen Hügellandschaft!

Gegenwärtig richtet sich das Hauptinteresse der Assyriologen im engeren Sinne übrigens weniger auf den Kasr, als auf den gegenüberliegenden großen Hügel Amran ibn-Ali, von dem eine große Probegrabung im vorigen Jahre festgestellt hat, daß er die Überreste des babylonischen Pantheons, den Reichstempel Esagila enthält. Alle großen Heiligtümer Babyloniens besaßen Archive, nach Art der Bibliothek Assurbanipals in Ninive, auf Thontafeln geschrieben und gebrannt, und bei den Ausgrabungen im Süden des Landes, ist während der letzten Jahrzehnte schon viel Derartiges ans Licht gekommen. Niemand von den späteren Plünderern und Zerstörern hatte ein Interesse daran, diese materiell wertlosen Dinge fortzuschleppen oder zu vernichten, und da wir wissen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach zur Zeit Alexanders des Großen, und selbst noch später, das Tempelarchiv von Esagila noch existiert hat, bald darauf aber der allmähliche Verfall Babylons eintrat, und da ferner die Grabung im Amran ibn-Ali zeigt, daß von Esagila anscheinend viel mehr erhalten ist als von der Königsburg, so ist die Hoffnung auf unschätzbare Urkundenfunde an dieser Stelle nicht zu kühn. Wenn wir die Tafeln von Esagila wirklich finden, so wäre das ungefähr so, als ob jemand nach dreitausend Jahren, wenn die Werke unserer großen Historiker längst zu Grunde gegangen oder nur noch in spärlichen Bruchstücken vorhanden sind, das wohlerhaltene preußische Staatsarchiv ausgrübe. Die großen Mengen sorgsam verpackter Rechtsurkunden, Kaufkontrakte, Miets-, Nutzungs-, Schenkungsverträge und dergl., die man an einer bestimmten Stelle des Stadtgebiets von Babylon, wohl der früheren „City", gefunden hat — das ganze Archiv eines großen Handlungshauses — und die Bibliothek Assurbanipals in Ninive sind prächtige Beispiele dessen, was unter der Schuttdecke hier sicher noch ruht — wenn nur Glück und kluge Kombination den Spaten an die rechte Stelle führen.

Die Männer, die hier im Auftrage der Königlichen Berliner

Museen und der deutschen Orientgesellschaft arbeiten, vor allem der prächtige, liebenswürdige, energische Chef Dr. Robert Koldewey, der mit Spaten, Meßkette und Zeichenstift der deutschen Wissenschaft nun schon so Großes, Unvergängliches geschenkt hat — sie sind die Rechten dazu, zu finden und zu holen, was es in diesem Boden nur irgend zu finden giebt. Und dazu ist es so schön hier in dieser idealen Junggesellenwirtschaft im deutschen „Ausgrabungsexpeditionsdienstgebäude", daß ich am liebsten garnicht wieder fort möchte, sondern selber auf lange einer der ihren würde.

Was durch die systematische Aufdeckung und Durchforschung wenigstens aller größeren Ruinenhügel, von Babylon (auch das ist noch eine Aufgabe, die zwanzig Jahre und mehrere Millionen erfordert, von der man aber hier sicher nicht mehr weichen wird!), erreicht werden soll, das ist nichts weniger, als die Herstellung eines Gesamtbildes der babylonischen Kultur als der für das ganze vordere Asien vorbildlichen und maßgebenden. Aber nicht nur der mesopotamisch-iranische Völkerkreis, sondern auch z. B. die Israeliten und Hellenen sind von Babylon aus direkt und indirekt, geistig und materiell, auf das stärkste beeinflußt worden. Von Persepolis bis an die Ufer des ägeischen Meeres, vom armenischen Hochlande bis Samarien und Jerusalem erstreckte sich die Strahlungsregion dieses ältesten, glänzendsten und wirkungsvollsten Kulturzentrums, das die Völker des westlichen Asiens unter sich je erzeugt und erlebt haben, und nicht weniges von dem, was an Errungenschaften menschlicher Gesittung, Beobachtung und Erfahrung heute Gemeingut der Welt geworden ist, stammt in seinen Anfängen — und diese sind immer das eigentlich Schwere und Verdienstvolle! — aus der Alluvialebene am unteren Euphrat, aus deren Thon die Ziegel für Esagila, für den Palast Nebukadnezars und für Etamenanki, den „Turm von Babel" geformt wurden, nach dessen Fundamenten hier 200 Arbeiter in Kürze suchen und wühlen werden.

Ich wünschte, ich hätte noch Zeit und Raum, alle die Pracht der „Großen Stadt" zu schildern, wie sie jetzt in den zahllosen bunten, im Schutt gefundenen Ziegelfragmenten und den immensen Fundamenten der Tempel und Paläste dem forschenden Auge erkennbar wieder auftaucht — aber es ist spät, und der Sonnenuntergang im Palmenwalde, jenseits des Euphrat doch noch prächtiger, als die Reliefs Nebukadnezars! Auf der Dachterrasse des Hauses wartet der Sessel, in dem ich jetzt Abend um Abend dem babylonischen Sonnenuntergang zuschaue,

warten die liebenswürdigen, so rasch gewonnenen Freunde beim wohlgekühlten Hofbräu auf den Gast aus Alemania. Wie reiche Belehrung, welch eine Fülle von neuer Erkenntnis, fließt hier am grauen Strom der Vorzeit doch aus einer einzigen kurzen feierabendlichen Plauderstunde!

Bagdad, den 22. Februar.

Also von der Bagdadbahn will ich heute schreiben — nur von ihr, dem eisernen Mädchen aus der Fremde, das von so vielen erwartet, von andern gefürchtet wird, für das sich aber alle Welt aufs äußerste interessiert. Ich will das praktisch Wichtigste an der Sache gleich voranstellen: wenn der Sultan wüßte oder es ihm jemand klar machte, wie gut sich sein Privatsäckel und die Staatskasse schon wenige Jahre nach Vollendung der Linie stehen würden, so gäbe er all den Leuten, die ihm bisher noch mit Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten in den Ohren liegen, den Abschied und setzte selber alles daran, daß nur endlich einmal angefangen wird. Bekanntlich ist der Sultan der größte Grundbesitzer in seinem Reich und namentlich im zukünftigen unmittelbaren Einflußgebiet der Bahn läßt er schon seit Jahren alles Kulturland, das nur zu haben ist, für sich aufkaufen und landwirtschaftliche Betriebe darauf einrichten, die sich für türkische Verhältnisse garnicht so schlecht machen. Die Spekulation auf den Bahnbau ist also von höchster Stelle selbst schon da; sie ist nur deshalb nicht noch kräftiger, weil die eigentliche grundlegende Einsicht in das, was kommen wird, und warum, wie und wann es kommen wird, offenbar doch noch fehlt. Das Gerede von russischen Einflüssen, die es nicht zur „deutschen“ Bahn kommen ließen, ist hier in Bagdad besonders stark, und ich habe allen Grund anzunehmen, daß ihm der hiesige russische Konsul nicht fern steht. Da aber nichts wirklich Greifbares vorliegt, so will ich einmal annehmen, die prinzipielle Seite der Frage entwickele sich im Laufe der nächsten Jahre in Konstantinopel nach Wunsch und will unter dieser Voraussetzung ein Bild des ganzen Unternehmens, seiner geplanten Anlage und seiner wahrscheinlichen Folgen zu geben versuchen.

Zunächst kann als feststehend angenommen werden, daß ohne sogenannte Kilometergarantie vonseiten der türkischen Regierung weder die Deutsche Bank noch irgend ein anderes Finanzinstitut an die Sache definitiv herantreten wird, d. h. die Türkei muß der Gesellschaft, die den Bau unternimmt, eine gewisse Mindesteinnahme für den laufenden Betriebskilometer garantieren und soweit diese Summe nicht als Resultat des Betriebes erzielt wird, das Fehlende zuschießen. Als der nicht zu unterschreitende Minimalsatz wird jedenfalls irgend eine innerhalb der Grenzen von 13—15000 Franks liegende Summe pro Kilometer vereinbart werden. Da es sich auch bei der kürzesten rationeller Weise in Betracht kommenden Taxe um eine Entfernung von über 1500 Kilometern von dem jetzigen östlichen Endpunkt der Bahnen in Anatolien bis Bagdad und von weiteren 700—800 Kilometern für die Strecke von Bagdad bis zum Persischen Golfe handelt, zusammen also mindestens 2200 Kilometer = 4 mal der Distanz von Berlin nach Köln, so giebt das natürlich eine riesige Summe, die zur Deckung der Betriebs- und Kapital-Verzinsungskosten vereinnahmt werden müßte, und es ist vollkommen sicher, daß, sagen wir in den ersten zehn Jahren, die Hälfte des Bedarfs oder selbst noch mehr aus dem türkischen Säckel zugeschossen werden müßte.

Das klingt sehr schlimm für den Türken, ist es aber in Wirklichkeit garnicht. Das türkische Steuersystem auf dem platten Lande besteht wesentlich aus der Erhebung des Natural-„Zehnten" — in Wirklichkeit ist es freilich nicht der zehnte, sondern der achte Teil — vom Getreide und einer Abgabe in barem Gelde von jedem Stück Vieh. Letzteres kann hier auf sich beruhen bleiben. Was aber die Naturalsteuer vom landwirtschaftlich bebauten Boden betrifft, so ist es klar, daß sie im direkten Verhältnis mit der Zunahme der kultivierten Ackerfläche wächst. Nehmen wir also an, daß sich in den ersten Jahren nach Fertigstellung der Bahnlinie das mit Getreide bestandene Areal innerhalb der unmittelbaren Bahnzone verdoppelt (im vorderen Anatolien, an der sogenannten Angorabahn, ist mehr als das geschehen), so bedeutet das eine Verdoppelung des wichtigsten Einnahmepostens unter den inneren Revenuen des Staats, der Grundsteuer. Aus diesem Fonds, der in Bälde zu fließen anfängt, sobald nur erst wieder ein neues Stück Eisenbahn fertig ist und dessen Ergiebigkeit sich fortgesetzt vergrößert, kann die türkische Staatskasse die Kilometergarantie ohne Zerrüttung der sonstigen Finanzverhältnisse und ohne Schädigung der Gläubiger der äußeren Schuld (Dette

publique) leisten, wenn ihr nur über die erste noch einnahmelose Zeit — denn die Verzinsung des Bankapitals muß natürlich mit dem Moment der Einzahlung der Summen beginnen — hinweggeholfen wird. In dieser Beziehung wird wahrscheinlich nichts anderes übrig bleiben als eine Erhöhung der jetzt $^1/_8$ vom Wert betragenden Einfuhrzölle auf aus dem Auslande eingeführte Waren. 15%, also ein Plus von bloß $2^1/_2$ Hundertsteln, würde eventuell schon genügen, aber die Türkei kann eine solche Verfügung nicht einseitig erlassen, da sie durch Kapitulationen mit den verschiedenen Handelsstaaten an die einmal vereinbarte Höhe der Zollsätze gebunden ist. In dieser Beziehung ist es also die Aufgabe der deutschen und türkischen Diplomatie in Konstantinopel, durch Verhandlungen mit den andern Mächten freie Bahn zu schaffen. Schlimmstenfalls bliebe ja immer noch der Ausweg einer besonderen türkischen Anleihe zur Bildung eines vorläufigen Garantiefonds.

Über die vorauszusehende, unmittelbare Einwirkung des Bahnbaus in Bezug auf das wirtschaftliche Interesse Deutschlands ist vor allen Dingen mit Sicherheit zu sagen, daß an zwei, und zwar gerade den beiden für uns absolut notwendigsten ausländischen Importartikeln eine mächtige, fast beliebig zu steigernde Mehrproduktion gegenüber dem jetzigen Stande eintreten würde: Weizen und Baumwolle. Von beidem kann in Mesopotamien und Babylonien ohne Schwierigkeit so viel erzeugt werden, daß damit sowohl der jetzige, als auch der im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch zu erwartende Bedarf Deutschlands zu befriedigen ist. Die nächste notwendige Voraussetzung ist allerdings, daß die Unsicherheit im Lande aufhört und Kurden wie Araber eine starke Faust über sich zu spüren bekommen. Das kann aber ohnehin garnicht ausbleiben, sobald die Eisenbahn erst da ist. Gewollt oder nicht gewollt wird mit ihr überhaupt ein gründlicher Wandel der Zustände eintreten. Soll die Linie funktionieren und Ertrag geben, so muß die Regierung reguläres Militär längs ihr entlang stationieren, und davor ziehen sich die glorreichen Hamidiés sogut wie die Beduinen gerne in eine gewisse, nicht zu kleine Entfernung zurück. In dieser Beziehung ist die materielle Mitinteressierung der türkischen Staatskasse an den Einnahmen der Bahn nicht nur nützlich, sondern absolut notwendig, ja ich habe sehr unterrichtete Leute gesprochen, die rund heraus versicherten, von der ganzen türkischen Zins- oder Kilometergarantie könne aus diesem Grunde allein nicht abgegangen werden, auch wenn sonst keine Bedenken wegen der

Rentabilität vorhanden wären. Wenn man in Konstantinopel merkt, daß die Fortdauer der kurdischen und arabischen Vergnügungen innerhalb des längs der Bahn neu entstehenden Ackerbau- und Plantagenrayons in baren Pfunden von Sr. Majestät dem Padischah höchstselbst bezahlt werden muß, so wird die Welt Wunder sehen, wie schnell hier Wandel geschafft werden wird.

Ich bin von Mossul aus entlang der zukünftigen Bahntrace über Altunköprü, Kerkuk, Kifri und Deli Abbas hierhergeritten, kenne also nunmehr vom Fuß des Taurus an die ganze Linie bis Bagdad. In ganz Nordmesopotamien und auf dem linken Tigrisufer bis Kerkuk kann Weizen (und ebenso Baumwolle) im wesentlichen ohne künstliche Bewässerung, allein auf den Regenfall hin gebaut werden; im eigentlichen Babylonien, dem „Sawad" genannten Alluviallande zwischen dem arabischen Wüstenplateau im Westen und den Grenzgebirgen Irans im Osten, südlich des 34. Breitengrades, muß das alte Kanalnetz der Babylonier und Sassaniden erst wiederhergestellt werden, eine Sache, die dreißig Jahre lang jährlich etwa eine halbe Million Mark oder etwas mehr kosten würde. Das ist sehr wenig gegenüber den 600 Millionen Franken, auf welche Summe die deutsche Bank den Bahnbau veranschlagt, wenn es auch vielleicht in Wirklichkeit nicht ganz soviel werden wird. Man stelle sich vor, was das für Deutschland bedeutet, sagen wir nach zwanzig Jahren seinen ganzen Bedarf an Rohbaumwolle aus Mesopotamien beziehen zu können! Hier auf unserem deutschen Konsulat lese ich heute in der Kölnischen Zeitung, daß nach dem Bericht des englischen Generalkonsuls in Kaschgar die Baumwollenernte im russischen Turkestan eine Million und 200000 Doppelzentner betragen hat: genau das Quantum, das mir im September vorigen Jahres der Vicegouverneur von Ferghana im Gespräch schätzungsweise als den zu erwartenden Betrag der Gesamternte angegeben hat. Das bedeutet, daß die russische Baumwollindustrie nur noch die Hälfte ihres Bedarfs an Rohstoff aus Amerika und Ägypten zu beziehen braucht, und daß gegen 100 Millionen Mark nicht ins Ausland gehen, sondern die Bevölkerung der russischen Provinz Turkestan kaufkräftiger für den Bezug russischer Manufakturprodukte machen! Wir können zwar auf Mesopotamien nicht als auf eine politisch uns zugehörige Provinz rechnen, aber trotzdem liegt es auf der Hand, daß wenn deutsches Kapital dort die Baumwollplantagen der Zukunft wie den Bau der Eisenbahn (beides selbstverständlich mit einheimischen Arbeitern) ins Leben ruft, sich auch ein

Weg finden wird, deutsche Industrieerzeugnisse im Austausch gegen Baumwolle und Korn nach Mesopotamien gehen zu lassen. Dazu kann uns auch keine Blokade die Zufuhr an Brot und Rohprodukten für unsere Industrie (auch die Wollproduktion des Landes wird für uns noch sehr in Betracht kommen) aus Mesopotamien abschneiden, da die Einfuhr im Notfall ja über Konstantinopel ganz auf dem Landwege erfolgen kann.

Ich hoffe, diese Skizze wird genügen, um eine vorläufige und ungefähre Vorstellung von der materiellen Bedeutung des Baues der Bagdadbahn für die deutschen Interessen zu geben. Von dem Wert der Lieferungen des Baumaterials selbst für die deutsche Industrie habe ich dabei noch garnicht gesprochen, weil das ein vorübergehender Nutzen ist, kein dauernder, wie ihn Getreide und Baumwolle gewähren, die jedes Jahr neu wachsen und neu gebraucht werden. Immerhin wird auch jener Vorteil beim Baue selbst zeitweilig ein großer sein. Gründlich und erschöpfend läßt sich das ganze Thema von hier aus ja freilich überhaupt kaum behandeln; es gilt auch in Bagdad selbst von der Bagdadbahnfrage der alte Satz: Die am nächsten dazu sitzen wissen oft das Wenigste von einer Sache.

Auf dem Tigris vor Basra, den 4. März.

Zwischen Bagdad und Basra verkehren auf dem Tigris zwei Dampfergesellschaften, eine englische und eine türkische. Die Engländer sollen die Erlaubnis haben, auf dem Euphrat und Tigris, bzw. auf einem der beiden Ströme, drei Dampfer für den Personen- und Frachtverkehr zu haben, davon aber einen bloß in Reserve für den Fall einer Beschädigung bei den dienstthuenden Schiffen. Ursprünglich dachte man daran, den Euphrat zu befahren und hoffte, wenigstens während des größten Teils des Jahres, die Schiffe zwischen Basra und Meskene, das nur noch 2—3 Karawanentage von Aleppo liegt, laufen lassen zu können. Thatsächlich hat sich das als unmöglich herausgestellt, und zwar war das entscheidende Hindernis merkwürdigerweise weder der Wassermangel, noch die Stromgeschwindigkeit, noch die Unsicherheit der Ufer, sondern die Menge der alten Naurenanlagen,

das heißt der halbzerstörten Ziegeldämme und Mauern, die im Altertum quer zur Stromrichtung in den Fluß hineingebaut worden sind, um vermittelst eines eigentümlichen Schöpfapparates das Wasser für die Bewässerung der Felder in die Höhe zu heben. Die Zahl dieser Nauren ist so groß, die störende Verengerung des Fahrwassers und die Hervorbringung sozusagen künstlicher Stromschnellen durch die Dämme, namentlich bei niederem Wasserstande, für die Schiffahrt so beträchtlich, daß eine mit gewaltigen Kosten verknüpfte systematische Sprengung vieler Hunderte von Nauren samt Forträumung der Trümmer aus dem Flußbett stattfinden müßte, bevor der mittlere Lauf des Euphrat zwischen Meskene und Feludscha für die Dampfer praktikabel wird. Gegenwärtig können solche nur 6—8 Wochen lang während des höchsten Wasserstandes, verkehren. Da also der Euphrat, den man als ein Hauptglied der auf diesem Wege geplanten Verbindungsroute nach Ost-Indien einzuschalten gedachte, sich als nicht brauchbar erwies, so beschränkte man sich auf den weniger weitaussehenden, aber finanziell äußerst lohnenden Frachtentransport auf dem Tigris zwischen Basra und Bagdad. Die Dampfer sind sehr groß und stattlich, gehen aber nur 4 Fuß tief; der Platz für Passagiere ist ziemlich beschränkt, und da ich es versäumt hatte, mich rechtzeitig zu melden, so fand ich, von Babylon ankommend, keine Kabine mehr. Unser liebenswürdiger und hoch angesehener Konsul Richarz, in jeder Beziehung das Ideal für einen Vertreter des Deutschen Reiches und des Deutschtums auf einem so schwierigen Boden wie es Bagdad ist, vermittelte schließlich, daß auf dem obersten Deck eine Art Zelt aus Segeln für mich konstruiert wurde; hier habe ich denn die fünf Tage bis Basra ganz vortrefflich kampiert. Bei niedrigem Wasser, wie jetzt, können die Schiffe übrigens der häufigen seichten Stellen und der wunderlichen, scharfen Krümmungen des Tigris wegen bei Nacht uicht fahren — daher die lange Dauer, die man zur Zurücklegung der bloß 500 Seemeilen langen Flußstrecke braucht.


Brotbacken (Babylonien).

Mit Tagesanbruch, am letzten Februar, dampften wir von Bagdad ab, passierten kurz darauf links die Mündung der mächtigen wasserreichen Dijala, und während wir beim Lunch saßen, rief es von oben

durch ein Fenster in den Speisesaal hinunter, daß Ktesiphon in Sicht käme. Man beeilte sich, die Mahlzeit zu beenden, und alles lief an Deck. Ganz nahe, auf dem linken Ufer zeigte sich, inmitten einer weiten mit Schutthaufen bedeckten Ebene, die kolossale Bogenhalle Tak-i-Kesra, die allein von dem Palast des großen Sassanidenkönigs Chosru bis heute stehen geblieben ist. Tak-i-Kesra war die Audienzhalle (Talar) Chosrus; die Kühnheit des gewaltigen 30 m hohen und fast ebenso weiten parabolischen Gewölbes setzt bis auf den heutigen Tag alle Bausachverständigen in Erstaunen. Gegenüber liegen die spärlichen Ruinen der Griechenstadt Seleukia, einst einer der größten und reichsten Plätze des Orients, eine hellenistische „freie Reichsstadt", inmitten der barbarischen parthischen und persischen Besitzungen. Ktesiphon und Seleukia sind aus den Ziegeln Babylons gebaut worden; dann haben die Späteren wiederum Ktesiphon abgetragen, um die Bauten von Bagdad aufzuführen. Noch jetzt werden, trotz der deutschen Ausgrabungen und trotz aller Versprechungen der türkischen Regierung, die Ruinen von Babylon geplündert: der große Damm bei Mussejib, an dem seit 10 Jahren gearbeitet wird, um den weit nach Osten in ein früheres Kanalbett hinein abgewichenen Euphrat wieder mit der Hauptmasse des Wassers in das alte Bett von Babylon und Hilleh zurückzubringen, wird ganz und gar aus Ziegeln gebaut, die von der Ruine Babil, wahrscheinlich den einstigen „hängenden Gärten der Semiramis", Eselladung um Eselladung, geraubt werden.

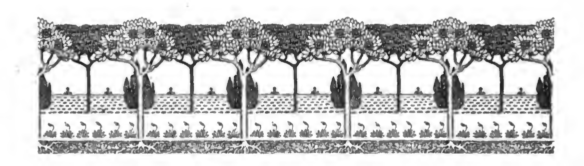
Jenseits des Chosrubogens dehnt sich die Ebene weit nach Osten bis an den Rand des Dschebel-Hamrin und den dahinter aufsteigenden schneebedeckten Puscht i-Kuh, mit dem das hohe Iran beginnt. Dies bequeme Dahingleiten auf dem Strom, mit der wunderbaren Aussicht, dazu aller Komfort in Speise, Trank und Sitz, ist ein solch merkwürdiger Gegensatz zu dem entbehrungsreichen Reiterleben, das ich mit meinen Leuten bisher solange geführt habe, daß wir alle noch kaum recht daran glauben wollen. Madat fühlt sich gleichfalls sehr wohl und thut in seiner Tscherkessentracht wichtig, wenn die arabischen Deckpassagiere anstoßen und respektvoll flüstern: Tscherkesi, Tscherkesi! Ein Vergnügen wäre es freilich nicht, über die heiße öde Alluvialebene zwischen den Strom und den Bergen zwei Wochen lang bis Basra zu reiten! Dort in der Wüste mußte Julianus Apostata umkehren, nachdem er Ktesiphon schon hinter sich gelassen hatte, weil das Heer keine Lebensmittel mehr fand. Dann kam der verhängnisvolle Rückzug auf dem linken Tigrisufer, der Tod des Kaisers durch einen

Perserpfeil und die Demütigung Roms im Frieden Jovians, der es nur um den Preis der Abtretung aller Tigrislandschaften südlich vom Tur Abdin, das alte, berühmte Römerbollwerk Nisibis mit eingeschlossen, von den Persern erreichte, daß sie die sonst dem Verderben geweihte Armee über den Strom nach Westen wieder zurück ließen. Auch Trajan ist bis jenseits Ktesiphon gekommen, doch hat nie ein römisches Heer die Mündung der Ströme gesehen.

Unterhalb Bagdads fließt der Tigris durch eine vollständig horizontale Alluvialebene; im Herbst und Winter liegt der Stromspiegel etwa 3 m unter der Oberkante der senkrechten, durch die beständige Unterwaschung stückweise abstürzenden Erdufer. Vom obersten Promenadendeck sieht man über den Uferrand weg und kann die meeresgleiche, von gelbbraun verdorrtem Gras bedeckte Ebene ostwärts mit dem Blick bis ans persische Grenzgebirge verfolgen, während nach Westen der Horizont in einem unabsehbaren, ununterbrochenen Kreisbogen auf der endlosen Steppe selbst aufliegt. Bei Kut el-Amara geht rechts fast die Hälfte des Wassers durch den Schatt el-Hai, ein altes Hauptbett des Tigris, der früher fast seine ganze Wassermasse nach Südwesten hinüberwarf, zum Euphrat ab. Die Breite des Tigris schrumpft immer mehr zusammen, da unausgesetzt alte und neue Kanäle ihm nach rechts hin Wasser entführen. Schließlich wird der Fluß so schmal, daß der lange Dampfer beim Passieren der scharfen Krümmungen (die schlimmste heißt des „Teufels Ellenbogen") mit Vordersteven und Steuerruder das Ufer streift. Weit und breit auf beiden Seiten war einstmals das jetzt wenigen Zehntausenden schweifender Araber preisgegebene Land ein dichtbevölkertes und bebautes Gebiet, voll Palmenhaine und Weizen-Feldern. Ich habe von Bagdad bis Amarra, eine Tagesfahrt oberhalb des Zusammenflusses der beiden Ströme, auf dem rechten wie auf dem linken Ufer in ununterbrochener Reihenfolge die flachen Schutthügel vorüberziehen sehen, die hier, anders als in Ober-Mesopotamien, wo die hohen spitzen Tells vorherrschen, die alten Städtelagen bezeichnen. Sie sind aber nicht nur längs des Tigris, sondern auch in zahlloser Menge quer durch das Land bis an den Euphrat und darüber hinaus zu finden. Babylon, die Hauptstadt, kann nach seinem wirklichen Umfange, vollends mit den Vorstädten außerhalb der Mauern, gut und gerne eine Million Einwohner gehabt haben, danach zu schließen das ganze Land wohl das 6—8 fache. Man braucht nur die Kiepertsche große Spezialkarte von Babylonien anzusehen, die mit den braunen Signa-

turen für die Tells so dicht überstreut ist, wie ein Saatfeld mit Weizenkörnern, um geneigt zu sein, keine Vorstellung von der einstigen Volksmasse übertrieben zu finden. Heute um Mittag passierten wir Korna auf der Landspitze am Zusammenfluß des Euphrat und Tigris. Das Bild der Vereinigung der beiden mächtigen Gewässer inmitten unabsehbarer Waldungen von Dattelpalmen ist wirklich imposant. Auch der Tigris hat seit der Mündung des krystallklaren und sehr wasserreichen Choaspes (der Fluß des alten Susa!) wieder ein viel stattlicheres Aussehen. Von Korna an heißt der Strom Schatt el-Arab und hat eine majestätische Breite und Wasserfülle; beide Ufer sind fortgesetzt dicht mit Palmenwäldern bestanden. Vor drei Stunden gingen wir im hellen Mondschein angesichts Basra vor Anker; vom englischen Konsulat kam ein Boot mit den Reuterschen Depeschen. Alsbald erhob sich großes Freudengeschrei und Gläserklingen unter den Engländern. „Was ist denn los?" fragte ich — „hat man Dewet gefangen?" „Nein, aber er wird verfolgt, und diesmal ist es nicht denkbar, daß er wieder entwischt!" Na — wollens abwarten; vorläufig, glaube ich, haben meine Reisegefährten ihren Siegeswhisky noch etwas auf Vorschuß getrunken.





Achtes Kapitel.

Heimwärts über das hohe Iran.

Mian Kotal, den 19. März.

Nur einen kurzen Stoßseufzer von hier — ich bin heute wieder über tausend Meter auf dieser „Straße" in die Höhe geklettert; meine Kniee spüren es noch — und ein kurzes Wort über dies merkwürdige Land und die Reise seit Basra.

Wir sind mit einem englischen Dampfer den Schatt el-Arab hinunter und über den Golf nach Buschir gefahren, dem einzigen größeren Handelsplatz am Persischen Meerbusen. Auch er hat gleich den andern Punkten an dieser hafenlosen Küste nur eine offene Reede, auf der die Schiffe fast eine Stunde vom Ufer ankern müssen. Die Stadt liegt auf einer langen Sandzunge, die bei Flut Insel, bei Ebbe Halbinsel ist. Hier warf die Flotte des Nearchos, des Admirals Alexanders des Großen, nach ihrer mühseligen Küstenfahrt von der Indusmündung her Anker; der Ort wurde damals von den Griechen Mesambria genannt. Buschir hat seit einigen Jahren ein deutsches Konsulat, das einzige in ganz Persien außer dem Generalkonsulat in Teheran, das mit der dortigen kaiserlichen Legation verbunden ist. Wie ganz anders kann der Deutsche doch an einem ausländischen Platze auftreten, vollends in einer so entfernten Gegend wie es die Küste des Persischen Golfes ist, wenn ein Vertreter seiner Nation am Orte sitzt! Ich bin Herrn

Dr. Reinhardt, der eben erst von längerem Europaurlaube zurückgekehrt war, zu großem und herzlichem Dank für die Liebenswürdigkeit verpflichtet, mit der er sich amtlich wie persönlich des reisenden Landsmannes angenommen hat, und ich habe es in Buschir selbst wie auf der Weiterreise hierher mit Freuden gesehen und gespürt, welche Achtung Einheimische wie Europäer vor dem deutschen Namen haben, den er so gut wie als erster an der ganzen Küste und bis nach Schiras hinauf vertreten hat.

Wenn ich jetzt von Iran spreche, so kann ich mir den Namen



Landschaft in Südpersien.

gar nicht mehr ohne das Beiwort „hoch" denken. Das hohe Iran! Seit ich von Peswa und Rayat nach Rowandus und Arbela hinuntergeklettert und vollends seit ich hier in diesen endlosen Felsentreppen und Serpentinen des Aufstieges vom Golf nach Schiras mich abmühe, ist mir, glaube ich, bis an mein Lebensende eingeprägt, daß Iran wirklich ein Hochland ist, wie man es in der Schule gelernt hat. Die ersten anderthalb Tagereisen von Buschir geht es durch die im Sommer tödlich heiße, jetzt während des Frühlings stundenweit in einen knöchel-

tief von Wasser bedeckten Salzsumpf verwandelte Küstenebene. Dann beginnt der Hinaufmarsch — und was für einer! Pferde sind kaum imstande den sechs- bis siebentägigen Weg nach Schiras oder zurück zu machen, vielmehr muß der Reisende sich gleich den hinauf und hinunter beförderten Lasten einem kräftigen Maultier anvertrauen, das der tagelangen unausgesetzten Felsenkletterei besser gewachsen ist. Das Land baut sich in vier Terrassenstufen vom Meere gegen 1700—1900 Meter — die Durchschnittshöhe der Südhälfte des iranischen Plateaus — empor, aber zwischen den einzelnen Absätzen muß jedesmal noch eine Bergkette in steilem Auf- und Abstieg überschritten werden, auf Wegen, die in langen Stufenfluchten oder durch tief eingenagte Ravinen zickzackartig bald die Bergwand in die Höhe, bald in den Abgrund hinuntersteigen, über Felsblöcke und durch Sturzbäche, längs schwindelnder Tiefen und auf sturmumwehten Graten. Die vier stärksten Steigungen heißen Kotals; der beschwerlichste von ihnen ist der 1400 Meter hohe und drei Stunden lange Kotal i-Pirsan (Paß der alten Frau), auf dessen halber Höhe der Chan Mian Kotal steht, in dem meine Karawane heute übernachtet. Von hier bis Schiras sind es noch anderthalb Tage; wäre die landschaftliche Scenerie nicht überall so großartig, so könnte man versucht sein, den braven Maultieren ein wenig schnellere Beine zum Vorwärtskommen zu wünschen. So sehr viel wäre freilich auch damit nicht gewonnen, denn wenn die Steigungen zu stark werden oder der Weg gar zu steinig, so muß der Reiter doch absteigen.



Persische Ringer.

Dies Land ist die alte Persis, die Heimat des Königsgeschlechts der Achämeniden, dem Cyrus und Darius Hystaspis angehörten, die beiden Gründer des persischen Großreichs. Trotz der massenhaften und hohen Gebirge ist es als Ganzes genommen doch nicht unfruchtbar und wohl geeignet, eine kräftige Bevölkerung zu ernähren, denn zwischen den einzelnen hohen Ketten finden sich ausgedehnte und fruchtbare Thalbecken, wie die große Ebene von Kaserun, durch die wir gestern einen halben Tag geritten sind. Auch die Sassaniden haben die Persis stets als ihren Stammsitz und als das dem Range nach erste Land des Reichs betrachtet; hier haben sie in dem kühleren Hochlandsklima ihre Sommerresidenzen gehabt und hier haben sie vorzugsweise ihre Thaten durch Felsenreliefs verewigt, deren sich viele

in nächster Nähe der Straße befinden. Die schönsten sollen beim alten Persepolis sein, und in längstens einer Woche hoffe ich ja an dieser hehrsten Stätte Irans zu stehen!

Persepolis-Pasargadä, den 23. u. 24. März.

Gestern als die Sonne unterging, bin ich zwischen den Säulen der Thronhalle des Xerxes umher gewandert, in die einst Alexander die Fackel zu werfen befahl, um am Horizonte Irans einen späten Widerschein des brennenden Athen heraufzuführen; heute früh stand ich an dem Felsengrabe jenes Darius, der den Kampf Asiens mit Europa entzündete, indem er seine Schiffe nach Marathon schickte — und jetzt, vor einer Stunde, mußte ich mich endlich, schwer und nach langem Verweilen, von der Stätte losreißen, da Kyros, des Kambyses Sohn, sein Reich gegründet, seinen Palast gebaut und seinen Leib zu bestatten befohlen hat: vom Feld von Pasargadä! Mitten auf der weiten, von Bergen gleich mächtigen Felswällen rings eingeschlossenen Ebene ragen spärliche Trümmer: eine hohe Säule, gestürzte Schäfte und Kapitäle, ein Stein mit dem Bilde von des Königs geflügelten Genius, dem Fravaschi, an das die Iranier glaubten, und ein hoher viereckiger Pfeiler, in den auf persisch, medisch und babylonisch die Worte gemeißelt stehen: Ich bin Kyros, König, Achämenide!

Ich glaube, es wird noch mancher Tag in meinem Leben kommen, wo dieser Kyrospfeiler, mit den Worten, die nicht erhabener gefunden werden konnten, weil sie nicht einfacher sein können, mir als Abbild dessen was groß ist, vor Augen tritt. Ich habe nun Jerusalem und Babylon, Persepolis und Ninive gesehen, die großen Stätten Asiens; hier bei dem Denkstein des größten Herrschers, den asiatische Erde erzeugt und getragen hat, galt es nun Abschied zu nehmen von dem Lande und von den Tagen geschichtlicher Größe und Erinnerung. Was nun noch weiter kommt bis an den Demavend und die grünen Wogen des Kaspi, das sind Hinterstuben und Korridore der Weltgeschichte. Der Blick von der niedrigen Paßhöhe vor Murghab nach rückwärts in die Ebene des Polvar auf die Palasttrümmer von Pasargadä und das Grab des Kyros hart an der großen Heerstraße

vom südlichen zum nördlichen Meere, der ist — das weiß ich — der letzte Moment gewesen, um dessentwillen es voll und ganz gelohnt hat, das Fernsein von der Heimat und die Mühen, Entbehrungen und Gefahren, all der dreitausend Kilometer, die ich nun schon geritten bin, auf sich zu nehmen. Jetzt habe ich nichts weiter mehr zu thun, als die Entfernung hinter mich zu bringen, die mich noch von Hause trennt — auch wenn es sicher noch mancherlei Neues bis dahin unterwegs zu sehen und zu lernen geben wird.



Chosru und Valerian.

Persepolis ist durch seine Lage wie seine Ruinen ein eindrucksvoller Platz — nicht für diejenigen, die Massenhaftigkeit der Formen und eine bewegte Scenerie verlangen, um sich angeregt zu fühlen, wohl aber für alle, die ein deutliches Empfinden haben für das Zusammenstimmen von Natur und Geschichte, Umgebung und Inhalt. Eine breite Ebene vom Flusse Polvar, dem Medus des Alten, durchströmt, von einem weiten Kranze brauner, nackter Kalksteinketten mit starren, schroffen Spitzen und Kämmen rings umschlossen; viele Kanäle mit hohen gelben Lehmwällen auf beiden Seiten kreuz und quer durch das Land laufend; hier und da zerstreute Dörfer, Vieh-

herden, begegnende Karawanen, die langsam über die helle, graugelbe Fläche hinziehen — das ist die Landschaft, durch die man, Stunde um Stunde, nach Persepolis reitet, wenn man, wie ich, von Süden kommt. Allmählich wird man gewahr, wie sich am Fuß der nördlichen Bergkette eine Anzahl hoher, heller, schlanker Gebilde gegen den dunkleren Hintergrund abhebt. Das ist Tschihil Minar, wie die Perser sagen, die Gruppe der „Vierzig Säulen“, oder Tacht i-Dschemschid, „Dschemschids Thron.“ Näher und näher heranreitend gelangt man schließlich unmittelbar an die langsam ansteigende Basis der Berge und bemerkt, daß hier eine große, ins Flachland vorspringende Terrasse teils aufgemauert, teils aus der Berglehne herausgehauen ist; lange Treppenfluchten, die Stufen so breit und niedrig, daß ich hinaufreiten konnte, führen zur oberen Fläche empor. Unmittelbar nach dem Ersteigen der Plattform erblickte ich vor mir zwei mächtige Steingebilde, Stierleiber mit Adlerflügeln und langbärtigen Menschenköpfen: die Cherubim, die den Eingang zur großen Thronhalle der Xerxes hüteten. Ich habe wenig Werke des Meißels gesehen, die so unmittelbar gewaltig wirkten, wie diese majestätischen Kolosse aus poliertem Stein, neben denen eine Elephantenherde klein erscheinen würde. Zwischen den Cherubim steht noch eine von den Säulen, die das Dach des Thorbaus trugen. Dahinter kommt ein weiter freier Vorplatz und dann die große Halle selbst. Dreizehn von den zweiundsiebenzig Säulen, die sie zählte, stehen noch; zum größten Teil erhalten ist auch der mit Reliefs von hoher Vollkommenheit geschmückte breite Unterbau, auf dem der hohe Pfeilerwald mit seinem Balkendache stand. Man hat unter den Trümmern, die den Boden bedecken, gegraben und verkohlte Überreste von Cedernholz gefunden; daran ist zu erkennen, daß hier das Feuer Alexanders gewütet hat, denn wir lesen bei den Verkündern seiner Thaten, der Königspalast von Persepolis, den er in Flammen aufgehen ließ, sei mit Cedern überdacht gewesen. Die Säulen sind gewaltig; messen kann ich sie nicht und Angaben habe ich nicht zur Hand, aber ich schätze sie nach meiner Erinnerung an die Ruinen von Baalbek in Syrien so hoch oder noch höher, als die berühmten sechs Säulen dort samt ihren Postamenten und Kapitälen.

Jenseits des Königsbaues des Xerxes liegt noch eine Menge von Mauerresten, vielfach reich an Skulpturen, die den König zeigen, wie er in Prozession unter dem Sonnenschirm einherschreitet, wie er thront und wie er den bösen Feind, das symbolische Tier des Ahriman, besiegt. Am schönsten muß, nach den im Chaos übereinandergestürzten

Resten zu schließen, die Hundertsäulenhalle des Darius Hystaspis gewesen sein, aber von diesem wahrhaft wunderbaren Bau steht nichts mehr aufrecht. Als ich die Ruinen gesehen hatte, stieg ich ein Stück am Berg empor: dort liegen, in eine schroffe Felsenwand gehauen, nebeneinander drei Gräber achämenidischer Könige. Eines davon ist wahrscheinlich das des Darius Kodomanus, des letzten Königs von Persien, den Bessus auf der Flucht vor Alexander tötete. Dort oben habe ich lange gestanden und auf Persepolis hinabgeschaut, wie es



Thorbau der Xerxeshalle.

dalag von der sinkenden Sonne beschienen: die Säulen, Thore und Treppen, die Fensterreihen, in denen jede Öffnung aus einem oder zwei Steinblöcken herausgehauen ist, die umgestürzten Pfeilerstücke, die runden Säulenbasen, die nichts mehr trugen und die prächtigen, umhergestreuten Kapitäle. Dort haben sie gethront, die Großkönige von Asien, Xerxes und Artaxerxes, Darius und Alexander! Dort huldigten Thraker und Inder, Äthiopen und Skythen; dort zechten die Makedonen und dort tanzte Thais, die athenische Hetäre, vor dem trunkenen Sohn des Jupiter Ammon!

Zur Nacht habe ich ein recht elendes Quartier gehabt — die

übliche Lehmhütte, die sich eine persische Poststation nennt. Früh morgens ging es weiter nach Naksch i-Rustem — dort sind die Gräber des ersten Darius und des Xerxes. Darunter haben beinahe tausend Jahre später die Sassanidenkönige ihre Thaten und Geschicke in denselben Felsen meißeln lassen: Ardeschir, den ersten des Geschlechts, wie Ahuramazda ihm die Krone reicht, Schapur den Gewaltigen hoch zu Roß und vor ihm knieend wie bei Kaserun den überwundenen Römerkaiser Valerian; endlich den Triumph der Gattenliebe auf den Thron von Iran: König Vahraran und sein Weib. Von Persepolis nach Pasargadä führt eine alte Heerstraße im engen Thal des Polvar aufwärts; durch eben diese in den Fels gehauenen, gewundenen Passagen über dem rauschenden Fluß, durch die ich gekommen bin, sind die Kuriere der Achämeniden gesprengt und die Truppen Alexanders marschiert. Endlich, nach einem langen, aufs Äußerste forcierten Ritt, öffnete sich um die Mittagsstunde die Thalschlucht in die Ebene von Pasargadä hinaus, und gleich darauf zeigte sich in ihrer Mitte das Kyrosgrab — jenes schlichte, kleine, aus Quadern gefügte Haus auf siebenstufigem Unterbau, von dem man nie hätte bezweifeln sollen, daß es einst die Ruhestatt des Gründers der persischen Weltmonarchie gewesen ist; daneben die Trümmer des Gebäudes, in dem die „Magier" wohnten, die persischen Priester, denen Tag und Nacht der Dienst am Grabe des Königs oblag. Dort in der engen Grabkammer habe ich wohl eine Stunde gesessen und zu erleben versucht, welch' ein Stück Weltgeschichte hier einst zur Ruhe gebracht worden ist. Dann saß ich wieder auf und ritt weiter, über das Feld hinüber zu jener Stelle, wo der Pfeiler mit dem schlichten, stolzen Wort des großen Kyros steht: Dort habe ich Gott gedankt, daß er mich bis hierher hat gelangen lassen, und habe um glückliche Heimkehr gebeten.

Teheran, den 17. April.

Nun ist die „Reise" also wirklich zu Ende, denn von Teheran bis an die Küste des Kaspischen Meeres führt bereits eine von den Russen gebaute Chaussee mit regelmäßigem Post- und Personenverkehr. Die Russen in Persien — ja das ist ein Thema, über

das man mehr schreiben könnte, als einen Brief! Vom Augenblick der Landung in Buschir unten am Golf bis zur Ankunft in Teheran habe ich fast täglich gespürt, daß Rußland hier der eigentliche Herr im Hause ist. Als ich (vor fünf Wochen) in Buschir ankam, war gerade der russische Generalkonsul von Ispahan, Fürst Dabischa, eingetroffen, um einen russischen Dampfer, der erwartet wurde, den „Kornilow", zu empfangen. Dies Schiff hat Fracht von Odessa für die Häfen des Golfs geladen, namentlich für Buschir, den Platz, über



Kyrosgrab.

den Dreiviertel des persischen Golfhandels geht; es soll aber keine vereinzelte Schwalbe bleiben, sondern den Anfang einer regelmäßigen Dampferverbindung zwischen Rußland und Persien via Sues und Ormus. Einen solchen Eingriff in das bisherige englische Frachtenmonopol für den Golf kann sich natürlich nur Rußland leisten mit seinem Prinzip, gegebenen Falls der Schiffsgesellschaft einfach eine so hohe Staatssubvention zu zahlen, daß das englische Manöver, den eindringenden Konkurrenten sofort und solange zu unterbieten, bis er ruiniert ist, hier natürlich nicht verfängt. Ihre eigentliche Bedeutung erhält die Sache aber erst dadurch, daß gleichzeitig die Errichtung eines russischen

Generalkonsulats mit Kosakengarde in Buschir erfolgt und ein russisches Kriegsschiff dauernd im Golf stationiert werden soll. Damit schlägt Rußland dem bisher mit Emphase aufrecht erhaltenen Standpunkt Englands, der Golf sei eine Dependenz von Indien und England besitze das ausschließliche Recht der politischen Kontrolle in seinen Gewässern, direkt ins Gesicht. Aber noch mehr als das. Es kommen auch russische Konsularagenturen nach Bender-Abbas an der Ormusstraße und nach Achwas am Karun, der wichtigen Zugangsstraße zu ganz Süd- und Westpersien vom Mündungsgebiet des Schatt el-Arab aus, auf deren Eröffnung für den internationalen (will sagen: britischen) Handel sich die englische Diplomatie vor anderthalb Jahrzehnten so erschrecklich viel zu gute that. Damit ist also ein wichtiges Stück von Englands Ansprüchen auf die See- und Weltherrschaft ohne Sang und Klang begraben, wie denn auch weder vorher in Buschir noch heute hier in Teheran irgend ein Mensch erwartet, daß die Herren im Auswärtigen Amt zu London auch nur schandehalber einen Versuch machen werden, sich zu sperren und zu dem Schaden auch noch den Spott zu ernten. Uns Deutschen kann es ja vorläufig nur sehr recht sein, wenn die politische Ausnahmestellung Englands im Golf auf diese Weise gebrochen wird, denn wenn erst die Bagdadbahn sich dem Unterlauf des Euphrat und Tigris nähert, so tritt das Meer vor der Mündung der Ströme natürlich sehr ernsthaft auch in unseren Interessenkreis.

Immerhin bin ich trotz aller Energie des russischen Vordringens doch darüber erstaunt gewesen, in welchem Maße England in Persien, und zwar im Süden sowohl wie im Centrum und Norden, sein Prestige verloren hat und — was natürlich der Grund hierfür ist — seinen alten Grundsatz, sich nichts gefallen zu lassen und die britische Autorität um jeden Preis zu wahren, vernachlässigt. Allerdings herrscht ja noch der englische Handel bis Ispahan ziemlich unbeschränkt, aber es wird mit dieser Herrlichkeit nicht mehr lange dauern, wenn auf der einen Seite das politische Ansehen und die Furcht vor der englischen Flagge verschwinden und auf der andern Seite die kommerziellen Vertreter der großen englischen Firmen so wenig eifrig sind, die vor alters gewonnene Position zu behaupten und weiter auszubauen, wie ich es unterwegs gesehen habe. In Bagdad ist es übrigens ganz dieselbe Sache, wie in Buschir, Schiras, Ispahan 2c.: die Engländer treiben allen möglichen Sport und gefallen sich im übrigen in einer bodenlosen Verachtung der „Natives“, die ihnen die Manchesterer und Birminghamer Ware abkaufen, bis eines schönen Tages die Deutschen, Öster-

reicher oder Holländer, die in ihren Kontoren von Morgen bis Abend auf dem Posten sind, ihnen durch kluge Behandlung, Aufsuchen und geschickte Bearbeitung der eingeborenen Kaufleute einen Kunden nach dem anderen wegzufischen anfangen, oder bis der Russe mit grober Faust die Leute einschüchtert und sie zwingt, ihm seine Kattune, seinen Zucker und sein Eisen für einen bestimmten Bezirk abzunehmen. Dann natürlich erhebt sich ein großes Wehgeschrei über deutsche Konkurrenz und russische Barbarei; solange die Herren aber beim Tennis-Spiel sind, kommen sie sich vor wie die Götter auf Erden. Passieren nun dazu noch Dinge, wie neulich in Ispahan, wo man mir erzählte, daß der englische Generalkonsul bei irgend einer muhammedanischen Feierlichkeit, als er in voller Uniform durch die Stadt ritt, aus der Volksmenge heraus gröblich beschimpft worden ist, ohne daß daraufhin etwas anderes geschehen wäre als eine lahme Entschuldigung unter vier Augen in Teheran, so giebt es vollends nichts dabei zu verwundern, wenn hier alles, was politische Interessen hat, darüber einig ist, daß England es überhaupt nie wagen wird, Rußland gegenüber in Persien irgendwie aufzutrumpfen, bis es sich eines Tages ganz vor die Thür gesetzt sieht. Der südafrikanische Krieg wird wohl das Seine dazu thun, daß Rußland jetzt in schnellerem Tempo vorgeht und namentlich, daß es seine Hand jetzt auch offen nach Südpersien ausstreckt, das noch vor 10 Jahren Lord Curzon, der jetzige Vizekönig von Indien in der allerenergischsten Weise zum mindesten bis Ispahan als ein noli me tangere für England bezeichnet hat.

Der jetzige russische Vorstoß zur See von Süden her ist unmittelbar gefolgt auf die Fertigstellung der Chaussee von Piribasar nach Teheran. Die kaspischen Seedampfer ankern etwa eine Seemeile vom Lande auf der Reede von Enseli; von dort werden Personen und Frachten mit Leichtern über die Murdab-Lagune und einen Arm des Flusses Sefid-Rud nach Piribasar gebracht. Hier beginnt dann die mehr als 350 km lange Straße über Rescht und Kaswin nach Teheran. Dieser Straßenbau, der 7—8 Millionen Mark gekostet hat, ist ein Fingerzeig dafür, daß vorläufig von maßgebender russischer Seite zum mindesten für den ganzen Westen des Landes nicht an besondere Eisenbahnpläne gedacht wird.

Der Schluß liegt aber nahe, daß die russischen Eisenbahnpläne für Persien (und daß sie existieren, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen) weit mehr politisch als kommerziell sind und daher auf den Osten des Landes gehen. Mag nun Bender-Abbas oder Tschaubar oder

ein anderer Punkt als Endstation am Meere ausersehen sein: in jedem Falle ist nicht das transkaukasische, sondern das transkaspische Netz als Ansatzbasis für die zukünftige russisch-persische Bahn zum indischen Meere ausersehen. Daß aber die Herstellung dieser Linie keineswegs der weiteren Zukunft überlassen, sondern für einen nicht mehr fernen Zeitpunkt in Aussicht genommen ist, das lehrt die Erbauung der ungeheuer kostspieligen (fast 15 Millionen Mark!) eisernen Brücke über den Amu Darja bei Tschardschui, im Zuge der mittelasiatischen (früher „transkaspischen") Bahn. Da die Verbindung zwischen den turkestanischen Schienenwegen und dem europäisch-sibirischen Netz durch Erbauung der Linie von Taschkent nach Orenburg nicht nur beschlossen, sondern auch bereits in Angriff genommen ist, so behält das im engeren Sinne transkaspische Stück zwischen Krasnowadsk am Kaspi selbst und dem Amu Darja für die Verbindung Turkestans mit dem Mutterlande doch nur noch den Charakter einer mehr für den Warentransport in Betracht kommenden Hilfslinie. Für eine solche Hilfslinie allein hätte der russische Finanzminister aber nie zum Brückenbau eine Summe hergegeben, für die man in der Steppe schon 200 Kilometer Eisenbahn bauen kann. Die alte hölzerne, ständig erneute Oxusbrücke hat über 15 Jahre im Großen und Ganzen befriedigende Dienste geleistet; ihre Ersetzung durch den (schon weit vorgeschrittenen) Eisenbau gerade jetzt, wo in einigen Jahren der Verkehr von Westen über den Oxus nach Turkestan um ein Mehrfaches sinken wird, erklärt sich überhaupt nur, wenn man die Strecke von Taschkent bis Merw als das Mittelstück der zukünftigen direkten Verbindungslinie zwischen Moskau—Petersburg und dem indischen Ozean ansieht. Hierfür ist eine unter allen Umständen zuverlässige Brücke über den drei Kilometer breiten Amu Darja eine unbedingte Notwendigkeit, sei es, daß man für die persische Ostbahn das bereits fertiggestellte Stück von Merw bis zur afghanischen Grenze benutzt, sei es, daß man sie bei Kaachka oder Aschabad an die transkaspische Linie anschließt. Ich glaube nicht, daß jemand im kontinentalen Europa bereits etwas von der Bedeutung dieses neuesten Stücks russischer Eisenbahnpolitik weiß. Man braucht es aber nur mit der Chaussee vom Kaspi nach Teheran und mit dem plötzlichen energischen Vorgehen im Golf und in Südpersien zeitlich wie logisch zusammenzuhalten, um zu erkennen, wo die Sache hinaus soll. Rußland operiert wieder einmal in aller Stille und Langsamkeit mit derselben bewunderungswürdigen Voraussicht und Zähigkeit, die seiner asiatischen

Politik schon seit Generationen eigen ist. Der Westen Persiens (Aserbeidschan) und die wertvollen kaspischen Küstenprovinzen (Gilan und Masenderan) sind ihm ohnehin verfallen, sobald es die Zeit für gekommen erachtet, seine Hand darnach auszustrecken, aber worauf es für die russische Politik in Wahrheit am entscheidendsten ankommt, das sind Chorassan und Kirman, die beiden großen Ostprovinzen. Noch im vorigen Sommer ist eine große russische, fast ganz aus Offizieren in Zivil, namentlich Militärtopographen, bestehende Expedition ohne Aufsehen unter der Etikette einer zoologisch-botanisch-ethnographischen Forschungsreise über Ispahan, Jesd und Kirman ins persische Beludschistan und wieder zurück nach Norden ins Innere gegangen, und jeder Eingeweihte weiß, daß diese angeblichen Käfer- und Pflanzensammler das Terrain für den Bahnbau aufgenommen haben. Persiens Zukunft ist russisch — das unterliegt jetzt seit dem offenkundigen politischen Rückzug Englands sogar aus der Südhälfte des Landes und der Preisgabe der maritimen „Kontrolle" im Golf keinem weiteren Zweifel mehr. Es fragt sich, welche materielle Stärkung die russische Macht aus diesem ihr über kurz oder lang bevorstehenden Zuwachs ziehen wird. In dieser Beziehung kann ich nach meinen Beobachtungen im Lande nur sagen, daß seine wirtschaftliche Bedeutung vermöge der herrschenden Naturverhältnisse nie an die Babyloniens und Mesopotamiens heranreichen wird, daß aber der politische Gewinn Rußlands durch die Öffnung des Zugangs zum Indischen Ozean garnicht hoch genug veranschlagt werden kann. Darin daß dem so ist, spricht sich deutlich die veränderte Bedeutung der großen Weltmeere seit dem Altertum aus.

Ich will von hier auf der russischen Straße an die Küste; dann über den Kaspi nach Baku und mit der neuen Bahn am Ostrande des kaukasischen Isthmus entlang nach dem europäischen Rußland und nach Hause! Vorläufig ist es in Teheran freilich so schön, daß ich gerne noch länger hierbliebe, wenn nicht die Pflicht so gebieterisch heimwärts riefe. Ich schwelge wieder förmlich in dem Gefühl, mit Bewußtsein und Betonung mich als Deutschen und Schutzbefohlenen eines Kaiserlich Deutschen Gesandten geben zu können, und nicht wie sonst fast immer unterwegs der einzige, allein auf sich gestellte Vertreter meiner Nation zu sein, sondern einer, der gleich den anderen von „seiner" Gesandtschaft hier sprechen kann. Graf Rex, der Vertreter Deutschlands, ist die Liebenswürdigkeit in Person; auf einer Soiree bei ihm habe ich neulich den Sadrasam (Großwesir) und noch einige andere der höchsten

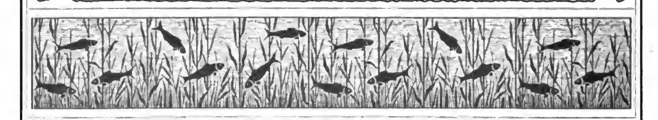
Beamten kennen gelernt, und ebenso erhielt ich durch des Grafen Vermittelung Gelegenheit, auf einem Kostümball beim (belgischen) Zolldirektor das ganze diplomatische Korps und den Teheraner Damenflor kennen zu lernen. Man amüsiert sich also auch hier kurioser Weise in Domino und Maske — mir will scheinen, daß sich unser europäisches Kostüm unter all dem Orient fast schon allein als eine Art von Maskerade macht! Wenigstens das Souper im Frack samt den hocheleganten Damentoiletten in der Gesandtschaft kam mir nach all meinen kurdischen, türkischen und persischen Festmahlen fast schon so vor. Giebt es denn wirklich noch soviel europäisch gekleidete Menschen auf einem Fleck?

Nun — auch von Teheran muß geschieden sein! Mögen diese Zeilen, wenn sie dereinst gedruckt nach Persien zurückwandern, dem hohen Vertreter des Reiches und den anderen Herren unserer Gesandtschaft, die sich meiner so freundlich angenommen haben, den Dank des seinerzeit leider ein wenig unsalonfähigen Wanderers für alle Freundlichkeit noch einmal überbringen.

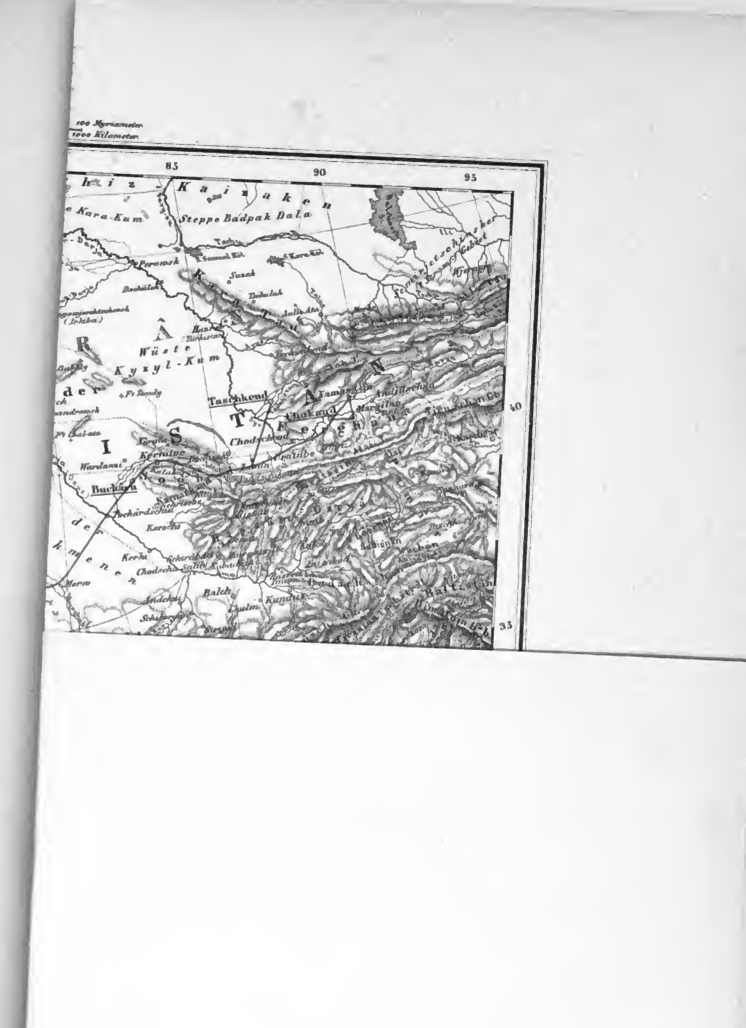
Noch eine kleine Weile — dann liegt diese östliche Welt endgültig hinter mir! Chausseen und Postkutschen sind ja schon kein eigentlicher Orient mehr. Das Abendland streckt seine Arme nach ihm aus — es faßt ihn, formt ihn — bannt seinen Todesschlaf, ruft ihn zum Leben, zum Leben aus seinen Gräbern und seinen Träumen.







Buchdruckerei Alb. Sayffaerth (Otto Fleck), Berlin-Schöneberg.


100 Myriameter
1000 Kilometer
85
90
95
40
35
Kara-Kum
Steppe Badpak Dala
Perowsk
Suzak
Wüste
Kyzyl-Kum
Taschkend
Chokand
Chodschend
Kermine
Buchara
Samarkand
Karschi
Balch
Kunduz
Chulm
Merw

